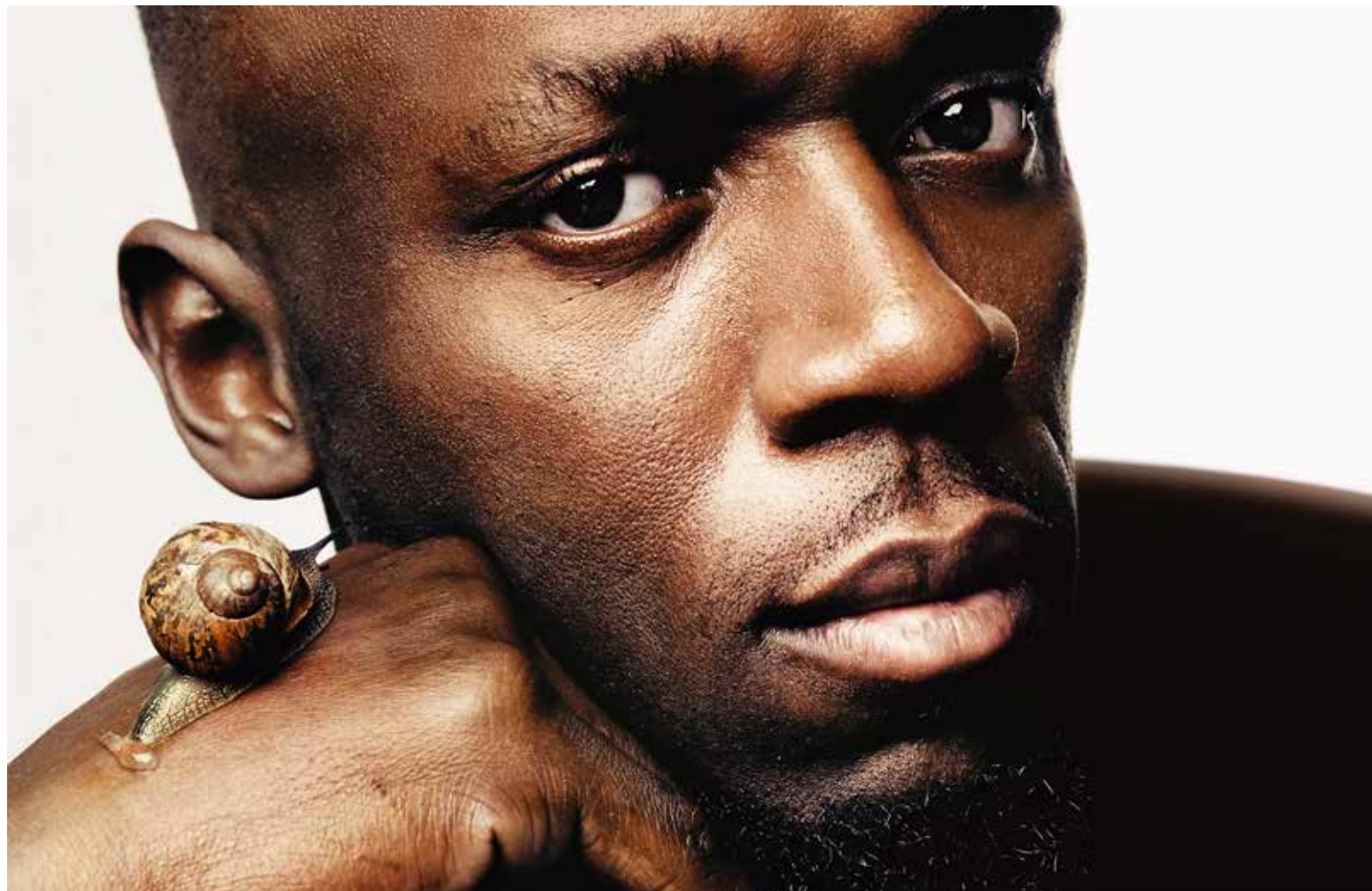


**Alex Baur über Irina Beller, Franz Klammer über das Lauberhorn**

Nummer 22 – 28. Mai 2020 – 88. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Der entspannte Mensch von Kingston**

In der Karibik bei Usain Bolt, dem einst schnellsten Mann der Welt.  
*Von Mark van Huissing*

## **Lockdown, ich liebe dich**

Schade, dass es mit der Corona-Sperre zu Ende geht. *Von Michael Bahnerth*

## **Frohe Kunde aus Italien**

Ex-Kommunist und Berlusconi-Freund Giuliano Ferrara  
über die Rückkehr des Dolce Vita. *Von Katharina Fontana*

**Ehrenrettung der Fledermaus**  
Zoodirektor Alex Rübels  
Würdigung

4 194407 006904 22



# Aus Liebe zum Dorf, wo sogar Rasenmähen Spitzensport ist.

EM-Medaillen im Handmähen gehören zu Oberiberg SZ wie der Volg. Und wie in Oberiberg sind unsere Läden für über 580 Schweizer Dörfer da: klein, aber grossartig für alles, was man für Alltag und Festtag braucht. Darunter viele Spezialitäten von lokalen Produzenten rund ums Dorf, die wir persönlich kennen. Genauso wie unsere Kundinnen und Kunden. Aus Liebe zum Dorf.

Entdecken Sie die ganze Dorfgeschichte: [volg.ch](http://volg.ch)

**Volg**  
*frisch und fründlich*



**Schuhnummer 48:** Jahrhundertssportler Bolt mit Autor Mark van Huisseling.

Der Begriff «grosse Männer» wird oft verwendet. Und fast so oft trifft er nicht ganz zu. In diesem Fall aber wurde tatsächlich ein grosser Mann getroffen, Usain Bolt, der «grösste Leichtathlet der Geschichte». Und zwar von einem grossen oder jedenfalls langen Mann, unserem Mitarbeiter Mark van Huisseling – Bolt misst 196 cm, MvH immerhin 195,5 cm. Das beeindruckte den Jamaikaner ziemlich, so sah es aus. Weshalb er den Befragter fragte, was er für eine Schuhnummer trage. «46», antwortete dieser. Und blieb damit standesgemäss hinter dem Athleten zurück, Bolt hat Grösse 48. **Seite 20**

Sunnie J. Groeneveld zählt zu den aufstrebenden Unternehmerinnen der Schweiz. Mit gerade einmal 31 Jahren hat sie schon mehrere Start-ups lanciert und sitzt in Verwaltungs- und Stiftungsräten bekannter Firmen, darunter der Werbeagentur Jung von Matt/Limmat und der Krankenkasse Sympany. Hauptberuflich berät sie Unternehmen, wie sich mit digitalen Lösungen das Arbeitsumfeld verbessern lässt – in Zeiten von Home-Office ein vieldiskutiertes Thema. Die Weltwoche hat Groeneveld in ihrem Büro in Zürich getroffen. **Seite 28**

In den nächsten Tagen wird Italien seine Grenzen öffnen. Worauf müssen sich Besucher gefasst machen? Befinden sich die Italiener nach wochenlangem Corona-Hausarrest in einer Depression? Bleiben die Bars leer? Keineswegs, meint der prominente Journalist und originelle Denker Giuliano Ferrara. Er spüre eine grosse Zuversicht im Land. Das schöne Leben kehre zurück, man brauche sich um Italien keine Sorgen zu machen. Im Interview spricht Ferrara über Regierungschef Giuseppe Conte

und über die desaströse Finanzlage Italiens. Auch dabei gilt für ihn: «Ich bin optimistisch.» **Seite 34**



**Anders als die Traditionshäuser:** Hublot-CEO Ricardo Guadalupe.

Unter den Schweizer Uhrenmarken ist sie seit der Gründung vor vierzig Jahren die junge Wilde: Anders als die Traditionshäuser schöpft Hublot ihre Seele nicht aus einer jahrhundertalten Geschichte, sondern aus ständiger Erneuerung. Diese Tatsache zwingt das Unternehmen, immer an der vordersten Front der Innovation zu marschieren. Im Gespräch mit der Weltwoche verrät CEO Ricardo Guadalupe, wie Hublot die aktuelle wirtschaftliche Lage meistert, und kündigt exklusiv eine nächste grosse Weltneuheit an. **Seite 56**

*Ihre Weltwoche*

**DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN**

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Mitglied der Chefredaktion:** Beat Gygi (Wirtschaft)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebner, Katharina Fontana, Urs Gehrigler (Leitung Ausland), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (Los Angeles), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (New York), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (Art-Director), Caroline Grimm, Jasmin Karim (Bildredaktion)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (Leitung), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky  
**Website:** Alex Merz, Tim Tassonis  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (Leitung), Inga Huber  
**Finanzen und Personal:** Tien Köppel

**Verlag:**  
**Verlagsleiter:** Sandro Gianini  
**Anzeigenverkauf:** Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:**  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Online-Vermarkung:** GLA United  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@gla-united.com](mailto:weltwoche@gla-united.com)

**Betriebsleiter:** Samuel Hofmann  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# «Wer nicht reich ist, braucht einen starken Staat»

Der frühere Vorsitzende der SPD Sigmar Gabriel über Kanzlerin Merkel, die Wirtschaftskrise, den Niedergang der internationalen Sozialdemokratie und seinen Vater, der bis zu seinem Tod vor acht Jahren ein überzeugter Verfechter der Nazi-Diktatur war. *Von Roger Köppel*

**W**ir erreichen den früheren SPD-Vorsitzenden Sigmar Gabriel zu Hause in der niedersächsischen Traditionsstadt Goslar. Der 1959 geborene Lehrer gehörte während Jahrzehnten zu den prägenden Figuren der SPD, als Vorsitzender, Aussenminister, Wirtschaftsminister, unter anderem. Er verkörperte den wirtschaftsnahen Flügel. Den Parteilinken war er zu wenig links. Es krachte. Gabriel aber erfand sich neu. Heute sitzt er im Aufsichtsrat der Deutschen Bank und ist als Redner und Publizist gefragt.

**Herr Gabriel, nach einer politischen Musterkarriere, die 1976 begann, als Sie 18-jährig waren, kehrten Sie der Politik im letzten Jahr den Rücken und traten aus dem Bundestag zurück. Wie sehr schmerzt es Sie, dass Sie in dieser historischen Ausnahmesituation kein politisches Amt mehr bekleiden?**

Der Trennungsschmerz hält sich sehr in Grenzen. Mir gefällt, was ich jetzt mache.

**Wie ist Ihr aktueller Gemütszustand?**

Menschen wie ich, muss man sagen, leben in einer sehr privilegierten Situation. Ich habe ein grosses Grundstück, einen Garten, das Wetter ist erfreulich. Ich habe die sieben oder acht Wochen hier mit meinen Kindern im Home-Office verbracht. Persönlich habe ich das eher als angenehme Zeit der Entschleunigung wahrgenommen. Anderen Menschen geht es weit schlechter. Aber wenn man sich von den eigenen Luxusproblemen löst: Es ist eine sehr bedrohliche Lage für die Volkswirtschaften. Keiner weiss, wie die Menschen auch in meinem Land auf eine dauerhafte, tiefe Krise reagieren.

**Wie schlimm sind die Herzrhythmusstörungen der Weltwirtschaft?**

Leute, die im Bankensektor tätig sind, sind von Berufs wegen Optimisten. Wie will man sonst eine solche Krise durchstehen? Im Unterschied zum Optimisten sieht der Realist nicht nur das Paradies, sondern auch die Schlange darin. Von daher versuche ich, Realist zu sein. Konkret: Die Vereinigten Staaten haben eine Arbeitslosigkeit von 25 Prozent. Das ist zum letzten Mal bei der Great Depression der Fall gewesen. Hier in Deutschland haben wir auch noch nie eine solche Wirtschaftskrise erlebt. Die ganze Welt wird ärmer. Das trifft die Ärmsten am härtesten. Und es wird uns viel, viel Mühe kosten, wieder ein Vorkrisenniveau zu erreichen.

**Sie waren jahrelang Angela Merkels Vizekanzler. Wie beurteilen Sie Ihre frühere Kollegin?**

Sie hat das sehr gut gemacht. Wir Deutschen haben das Glück, eine krisenerprobte Kanzlerin zu haben: Ukrainekrise, Griechenlandkrise, Flüchtlingskrise. Ich kenne die Kritik an Merkel, aber sind wir mal ehrlich: Sie hat das Schiff Deutschland auf stürmischer See sehr gut auf Kurs gehalten.

**Was zeichnet sie aus?**

Weder erschrickt sie gleich vor einer Aufgabe, noch lässt sie sich von anderen schwindlig reden. Sie scheint in sich zu ruhen.

**Die EU habe «vollständig versagt», sagen Sie. Was genau kritisieren Sie?**

Dass sie über Wochen, wenn nicht Monate gar nichts gemacht hat. Die Menschen haben eines erlebt: In der Krise handelt der Nationalstaat. Dagegen ist an sich nichts zu sagen. Aber es hätte viel früher europäische Initiativen für die am härtesten betroffenen Mitgliedsstaaten geben müssen. Zum Beispiel bei der Frage: Wer braucht welche medizinische Hilfe, und woher bekommen wir das? Deutschland hat am Anfang einen Exportstopp für medizinisches Gerät verhängt, als in Italien die Menschen schon reihenweise gestorben sind. Völker haben ein gutes Gedächtnis, und es war erschreckend, dass vor wenigen Wochen 45 Prozent der Bevölkerung Italiens in Deutschland ihren grössten Feind gesehen haben und über 50 Prozent in China den grössten Feind.

**Wie wird das Aufleben des Nationalstaats die EU verändern?**

Die Europäische Union wird lernen, dass Nationalstaat und europäisches Handeln kein Widerspruch sind. Wir brauchen starke Nationalstaaten, aber auch wirkungsvolle Zusammenarbeit dort, wo der Nationalstaat überfordert ist. Ich habe nie verstanden, warum das Europa der Vaterländer eigentlich ein Widerspruch sein soll zu der Europäischen Union. Es wird keine Vereinigten Staaten von Europa geben. Aber es gibt in Europa einen unsichtbaren Kitt, der den Laden zusammenhält. Alle wissen doch insgeheim: Es kommt besser, wenn gemeinschaftlich gehandelt wird.

**Welche Welt kommt auf uns zu? Man hat den Eindruck, die Spannungen steigen überall.**

Das Virus wirkt wie ein Brandbeschleuniger. Neu ist nichts, aber das Virus zeigt uns unbarmherzig unsere Schwächen. Unsere grösste Schwäche: Es gibt keine internationale Ord-

nung mehr. Nach der Finanzkrise gab es das noch. Nach Corona sehe ich nichts davon. Die Vereinigten Staaten haben sich zurückgezogen als Gralshüter der liberalen Weltordnung. China ist nicht in der Lage, diese Rolle zu übernehmen, obwohl sie es vielleicht wollen. Europa ist zu sehr mit sich beschäftigt. Ich glaube, dass wir noch eine ganze Weile mit dieser Welt werden leben müssen.

**Was kann Europa tun, um die Weltlage zu verbessern?**

Die EU müsste sich zu einer gemeinsamen Haltung gegenüber China durchringen. Meines Erachtens kann man ein Land wie China nicht aussperren, wie dies die Amerikaner wollen. Ein 1,4-Milliarden-Volk können Sie nicht unter Hausarrest stellen. Wir haben in der Geschichte gesehen, dass die gezielte Ausgrenzung bedeutender Zivilisationen zum Krieg führen kann.

Ich glaube übrigens nicht, dass China die Welt erobern will. Ich sehe eher den Versuch der Kommunistischen Partei, durch eine wirtschaftliche Expansionspolitik den Wohlstand so abzusichern, dass die KP noch möglichst lange am Ruder bleibt. Donald Trump hat sicher recht, dass sich China über viele Regeln hinwegsetzt und Multilateralismus à la carte betreibt. Aber einsperren wird man China nicht können. Besser wäre, durch Zusammenarbeit zwischen den USA, Europa, Südkorea, Japan, Australien und Neuseeland China einzubinden und wo nötig auch zu disziplinieren. Decoupling ist eine Strategie, die zu nichts führt.

**Ein politischer Hochrisikopatient ist die Sozialdemokratie. Kann die SPD wieder zur Volkspartei werden?**

Die Idee der Sozialdemokratie ist genauso lebendig wie vor hundert Jahren. Die Frage ist allerdings, ob das derzeitige Gefäss, in dem diese Idee die letzten 150 Jahre transportiert wurde, noch dafür geeignet ist. Die Vorstellung, dass die Menschen frei sein sollen, nicht nur frei von Not und Unterdrückung, sondern frei, aus ihrem Leben etwas zu machen, und zwar unabhängig von Herkunft, Hautfarbe, Geschlecht und Reichtum der Eltern. Am Ende muss jeder sein eigenes Leben selbst führen, aber die Politik sollte Bedingungen schaffen, unter denen jedes Leben gelingen kann.

**Wo liegt das Problem?**

Wenn die SPD in die Regierung kommt, macht sie eine gute sozial-liberale Politik. Wenn sie



Sigmar Gabriel.

aber Programme beschliesst, dann können die nicht links genug sein. Daraus entsteht der permanente Streit zwischen grossen Teilen der linken Funktionäre und der Regierung-SPD. Dieses Schisma hat die SPD inzwischen weitgehend aufgerieben. Mittlerweile ist sie so klein geworden, dass sie nur noch eine Funktionspartei ist, die ähnlich der FDP nur noch ab und zu gebraucht wird, um Mehrheiten für die CDU/CSU zu beschaffen, damit die den Kanzler stellen kann. Das aber ist auf Dauer zu wenig. Die deutsche Sozialdemokratie bräuchte ein zweites Godesberg: Wie 1959 braucht sie einen programmatischen Neuanfang, der sie in die Wirklichkeit des 21. Jahrhunderts holt. Würde sie sich offensiv als eine europäische und international orientierte sozial-liberale Partei verstehen, hätte sie auch eine Chance, wieder deutlich stärker zu werden. Solange sie linker als die Linkspartei oder grüner als die Grünen sein möchte, wird das nicht gelingen. Man wählt nicht die Kopie, sondern dann lieber das Original.

**Altkanzler Schröder nannte Sie das grösste politische Talent der Realo-SPD. Was hat es zu bedeuten, dass jemand wie Sie nicht mehr dabei ist?**

Ich selbst bin, glaube ich, nicht so wichtig. Für mich begann der Niedergang der SPD mit den zeitlich versetzten Austritten von Oskar Lafontaine und dann von Wolfgang Clement. Die SPD hatte mit dem Verlust dieser beiden Repräsentanten ihre Spannkraft verloren. Seither versucht sie immer weniger den gesellschaftlichen Spannungsbogen zwischen «linken» und «rechten» Sozialdemokraten zu halten. Es ist ihr offenbar zu anstrengend geworden. Inzwischen muss die Partei aufpassen, dass sie nicht zur linken Sekte wird. Es dominieren Leute, die links-radikale Reden halten können, damit sie auf Parteitag einen Listenplatz ergattern, die aber noch nie einen Wahlkreis erobert haben und es wohl auch nie schaffen werden. Recht haben ist für sie wichtiger, als bei Wahlen recht zu bekommen.

**Sie haben einmal die dänischen Sozialdemokraten um Mette Frederiksen als Vorbild bezeichnet – weil sie keine Angst vor den Rechtspopulisten hätten.**

Ich finde auf jeden Fall, es lohnt sich, mit den dänischen Sozialdemokraten zu reden. Da hat etwas stattgefunden, was wir überall in der Welt merken. Die letzten dreissig Jahre hiess es: Globalisierung bedeutet die Öffnung aller Grenzen – für Kapital, Daten und für Menschen. Der Markt soll die Dinge regeln, Privat vor Staat. Die dänischen Sozialdemokraten haben nach dieser Öffnung aller Grenzen die Frage aufgeworfen, wo eigentlich die Grenzen der Öffnung liegen. Dabei geht es um weit mehr als um Migration. Letztlich geht es um die Frage, wie in einer

Welt der Freiheit zugleich Sicherheit gewährleistet werden kann – soziale ebenso wie innere Sicherheit. Ich kann nur raten, dies zum Thema zu machen. Nur ganz reiche Leute können sich einen schwachen Staat leisten. Wer nicht reich ist, braucht einen starken Staat.

**Kommen wir zu Ihnen: Sie sind sehr schlagfertig, rhetorisch äusserst beschlagen. Gelernt oder angeboren?**

Ich habe auf jeden Fall nie ein Rhetorikseminar besucht, wenn Sie das meinen.

**Hatten Sie immer schon diese leicht überlegene, lächelnde Gelassenheit?**

Nein, die Gelassenheit hat sich erst in den letzten Jahren herausgestellt. Ich vermute, das ist ein ganz normaler Alterungsprozess.

**Als junger Schüler seien Sie verhaltensauffällig gewesen. Wie das?**

In dem Viertel, in dem ich aufgewachsen bin, ging es schon etwas rauer zu. Mein Abitur habe ich erst später gemacht. Ich wurde noch eingeschult in der Mittelschule für Knaben, nach neun Jahren hiess es: «Jetzt muss Geld reinkommen.» Und das galt in meinem Stadtviertel schon als etwas Besonderes. Alle anderen durften nicht mal das. Das machte mich vielleicht etwas strassenkampftauglicher.

**Sie mussten arbeiten, um nach oben zu kommen.**

Das ist vielleicht ein Problem der heutigen Parteien: Wir alle sind doch weitgehend Profiteure der sozialdemokratischen Aufstiegspolitik. In meiner Generation haben viele noch ihren Weg über den zweiten Bildungsweg machen müssen. Das ist viel anstrengender. Dann kamen die sozialdemokratischen Bildungsreformen, und heute haben wir in den Parlamenten relativ viele Akademiker, was nicht gegen Akademiker spricht. Aber Polizisten, Krankenschwestern, Facharbeiter, Handwerksgesellen sind seltener geworden. Da sind viel Wissen und Lebenserfahrung verlorengegangen.

**Woher kommt bei Ihnen die Ur-Faszination für die Politik?**

Dinge zu verändern: Das zog mich an. Es gab einen 100-jährigen Sozialdemokraten, Karl Richter. Er wurde kurz vor seinem Tod 2005 gefragt: «Karl, nach hundert Jahren, was ist das Ergebnis deines Lebens, was ist die Weisheit deines Lebens?» Seine Antwort finde ich bis heute ein gutes Lebensmotto: «Du musst das Leben nehmen, wie es ist. Aber du darfst es nicht so lassen.» Darum geht es.

**Sie haben eine bemerkenswerte Familiengeschichte. Ihr Vater, der 2012 verstarb, war bis zuletzt ein uneinsichtiger Anhänger der Nazi-Diktatur. Wie hat Sie dieser Konflikt geprägt?**

Als ich knapp zehn Jahre alt war, wurde gerichtlich verfügt, dass meine Mutter das Sorgerecht bekam. Wäre das nicht passiert, wäre nichts aus mir geworden. Mein Leben, wie es geworden ist, habe ich meiner Mutter zu verdanken.

**Haben Sie mit Ihrem Vater über Politik gesprochen?**

Es war unmöglich. Er wollte mich immer überzeugen, dass ich nur ein Opfer amerikanischer Umerziehung sei. Auschwitz habe es nicht gegeben, die Juden und die Polen seien am Zweiten Weltkrieg schuld. Und Hitlers grösster Fehler sei es gewesen, dass er nicht mit den Amerikanern gegen die Russen kämpfte. Gespräche über etwas anderes waren mit ihm unmöglich.

**War er nicht stolz auf seinen Sohn, der es zu einem der bekanntesten deutschen Politiker gebracht hatte?**

Er hat auf jeden Fall in allen möglichen rechts-radikalen Zeitschriften versucht, meine politischen Tätigkeiten zu kritisieren.

**Sie haben einmal gesagt, Sie würden sich selber misstrauen – wegen Ihres Vaters.**

Ich war die ersten zehn Jahre bei meinem Vater. Das sind prägende Jahre für Kinder, wie wir wissen. Da fragt man sich schon: Was von ihm ist in mir geblieben?

**Sie haben drei Töchter: Was wollen Sie ihnen auf den Weg geben?**

Ich hoffe, dass ich ihnen Optimismus, Mut und Lebensfreude mitgeben kann. Und: die Fähigkeit, dauerhafte Freundschaften zu schliessen. Weil es gibt Situationen im Leben, bei denen man Hilfe und Begleitung braucht.

**Auf welche Leistung von Ihnen sind Sie besonders stolz?**

Auf meine drei Töchter.

**Sie sind sechzig Jahre alt: Wie sieht Ihre Zukunft aus? Was erhoffen Sie sich? Worauf freuen Sie sich?**

Ach, ich mache ja noch eine ganze Reihe an Dingen. Auch in der internationalen Politik. Die machen mir auch Spass. Ich kann meine Kinder etwas näher begleiten. Das war früher unmöglich.



**A Plus Reinigungen**

- Kundenorientiert
- Selbstkritisch
- Partnerschaftlich

... auch in der Krise.

**PLUS PLUS PLUS PLUS**  
REINIGUNGEN HAUSWARTUNG GARTENUNTERHALT BODENPFLEGE AUTO PFLEGE

Tel 0844 802 166, info@aplus.ch, aplus.ch



Was bleibt? Walter und Irina Beller. Seite 10



Ehrenrettung: Zaubhafte Fledermaus. Seite 26



«Ich will die Schweiz voranbringen.»

Unternehmerin Groeneveld: Seite 28

## Titelgeschichte

- 20 **Usain Bolt**  
Ein Hausbesuch in der Karibik

## Kommentare & Analysen

- 4 Editorial  
7 **Kommentare**  
Tell würde heute Blerim heissen  
8 **Grossbritannien** Vaterinstinkt  
8 **Kultur** Das Lappert-Syndrom  
9 **Eilmeldung**  
O wie schön war der Lockdown  
10 **Kopf der Woche** Irina Beller:  
Rebellin gegen die Heuchelei  
16 **Mörgeli** «Wir können Corona»  
16 **Bodenmann**  
Der neue «Schneewittchensarg»  
17 **Medien** Service fédéral  
17 **Die Deutschen** Israel zuerst

## Inland

- 14 **Bilanz** Die sieben Corona-Irrtümer  
des Bundesrats  
15 **Silvio Borner**  
Kurven, die in den Untergang führen  
22 **Sodom und Corona**  
Unterwegs im Zürcher Nachtleben  
30 **Impfstoffe**  
Plötzlich spricht alle Welt von Visp

## Ausland

- 24 **Valéry Giscard d'Estaing**  
Diamanten wurden Stolpersteine  
33 **Inside Washington**  
Dicke Luft

- 37 **Benjamin Netanjahu**  
Genie des politischen Überlebens  
38 **Ungarn**  
Das Trauma von Trianon

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 26 **Magie in der Nacht**  
Lob der Fledermaus  
28 **Sunnie J. Groeneveld**  
Aus Ottenbach zu den Sternen  
31 **Felix Gutzwiller**  
Globale Viren, globale Strategie  
32 **Nasa**  
Die Killer lauern im Dunkel des Alls  
39 **Gesundheit**  
Corona-Nachwehen für Spitäler  
40 **Stefan Homburg**  
Dr. Winkelried gegen die Herde  
48 **Forschung**  
Heilpflanze Tabak  
56 **Luxus**  
Hublots kühne Handarbeit

## Kultur & Gesellschaft

- 23 **Hanspeter Born**  
Ketzerische Gedanken eines Greises  
27 **Youtuber Rezo**  
Blaues Wunder  
29 **Kirche**  
Im Durchzug  
36 **Ronan Farrow**  
Zu gut, um wahr zu sein  
42 **Franz Klammer**  
Nehmt mir das Lauberhorn nicht weg  
46 **Filmstar Timothée Chalamet**  
Ein bisschen Verwirrung darf sein

- 49 **Bücher**  
Martin Meyers «Corona»  
50 **Volkskunde**  
Hohe Kunst der Gastlichkeit

## Interview

- 34 **Denker Giuliano Ferrara**  
«Es wird alles so sein wie früher»

## Rubriken

- 7 **Im Auge** Ilaria Capua, Virologin  
12 **Personenkontrolle**  
13 **Nachruf** Alberto Alesina  
18 **Leserbriefe**  
41 **Thiel** Theaterpause  
44 **Ikone der Woche** Marie Laurencins  
«Apollinaire et ses amis»  
52 **Fast verliebt** Mikrohochzeit  
52 **Knorrs Kultur**  
Hinein ins seelische Souterrain  
53 **Unten durch** Leuchtturmwärter  
54 **Wein** Tenute Silvio Nardi  
Ferus Rosso Toscano IGT 2016  
54 **Die Bibel** Beten  
55 **Auto** Lack und Leder  
55 **Jazz** Jean-Louis Matinier /  
Kevin Seddiki  
58 **Tamaras Welt** «Männer sind schuld»

# Tell würde heute Blerim heissen

Von Peter Keller — Während sich die Schweizer brav dem Corona-Diktat fügen, zeigen Secondos und Ausländer ureidgenössische Impulse der Freiheit. Die neuen Erben Tells haben Migrationshintergrund.

Es muss die äusserste, grauschwarz glänzende Versuchung gewesen sein: Unmittelbar nach dem bundesrätlichen Shutdown, als sich die ganze Schweiz in ihre vier Wände verkroch, bretteten die üblichen Verdächtigen nachts über die Autobahnen. Balkan-Jungs in schweren Boliden. Bis sie reihenweise abgeknipst wurden und in die Schlagzeilen gerieten.

Natürlich war der erste Impuls: Sie können es nicht lassen, wie idiotisch, die eigene Männlichkeit über vier Räder und Geschwindigkeit definieren zu müssen. Allerdings meldete sich schon schnell ein erster Zwischenrufer aus dem Stammhirn: Wann, wenn nicht jetzt



Prüfung des Gehorsams.

durch die Nacht rasen, wenn alles zu Hause hockt? Und war es nicht fast schon wieder bewundernswert, wie wenig sich die Migrations-schweizer um das Corona-Regime scherten? Parallel dazu mussten in den Städten Parkanlagen und Quais abgeriegelt werden – jedenfalls nicht wegen Herrn und Frau Huber. Und auch auf dem Höhepunkt der Pandemie-angst schlurften gut frisierte Trauma-Eritreer fröhlich zwitschernd durch die Bahnhöfe und Innenstädte.

Zu den unerwarteten Nebenwirkungen des Coronavirus gehörte die anstandslose Fügsamkeit, mit der die Schweizer Bevölkerung auf ihre Freiheiten und demokratischen Rechte verzichtete. Über Nacht wurde aus einem Volk der Nörgler und Autoritätsvermeider eine bundesratsergebene Masse, die den Worten der obersten Gesundheitsbeamten lauschte wie der Verkündigung des Evangeliums. Was umso mehr erstaunte, als ja die Eidgenossen-

schaft geradezu aus einem Akt des Ungehorsams entstanden war: real durch die Ablehnung der Steuerpflicht und die kämpferische Nichtanerkennung fremder Richter. Mythisch durch Wilhelm Tell, der den knechtischen Gruss des Gesslerhuts verweigerte, der stellvertretend für die Habsburger Herrschaft und «zur Prüfung des Gehorsams», wie es bei Schiller heisst, zuoberst auf einer Stange schaukelte.

## Freiheit aus dem Ausland

Nun wird allenthalben der Gehorsam geprüft: mit Abstandsregeln, Versammlungsverboten, mehrseitigen Schutzkonzepten, die bis auf den WC-Besuch alles regeln und vorschreiben, was sich der oberste Bundesratsvogt Alain Berset und seine BAG-Kamarilla ausdenken. Auch die Kantone, die gemäss Verfassung zusammen mit der Bevölkerung die Schweizerische Eidgenossenschaft bilden, haben sich ohne den leisesten Pieps dem Bundesdiktat unterworfen. Nur einmal muckte ein Kanton auf: Das Tessin forderte eine totale Stilllegung der nicht systemrelevanten Wirtschaft und setzte diese auch gleich um. Was passierte? Nichts. Der Bundesrat liess die Tessiner gewähren, weil er gar nicht anders konnte. Hätte er die Armee

durch den Gotthard schicken sollen, um die Ordnung wiederherzustellen? Beim Beispiel Tessin setzte eine Kantonsregierung noch strengere Massnahmen durch, als das bundesrätliche Notrecht vorsah. Leider wagte bis jetzt keine Exekutive den umgekehrten Weg: dass sie sich den abstrusen und lokal völlig überzogenen Corona-Verordnungen widersetzt hätte.

Mittlerweile zerfällt die Corona-Ordnung zusehends, und der Bundesrat stolpert mit seinen Beschlüssen hinterher. Eine Art Shutdown des Shutdowns war die grosse Strassenparty in der Basler Steinenvorstadt am ersten Wochenende, als die Bars und Restaurants wieder öffnen durften. Auch dort waren die Migrationsschweizer in der Mehrheit. Das Virus hat einen neuen Röstigraben offengelegt: zwischen folgsamen Schweizern und aufmüpfigen Ausländern. Wilhelm Tell würde heute Blerim oder Hassan heissen.

# Unter Verdacht



Ilaria Capua, Virologin.

Virologen sind die aktuellen Propheten, sie haben die Politiker abgelöst an den Bildschirmen. Italien hängt an den Lippen der Professoressa Ilaria Capua, 54, die von Talk zu Interview wandert – als Expertin des Überspringens fataler Viren vom Tier auf den Menschen. Und als Verkünderin der Hoffnung. Sie hat schon Impfmethode gegen Tollwut, Vogelgrippe und andere Influenzaviren mitentwickelt. Als die Weltgesundheitsorganisation WHO im Jahr 2006 Capuas bahnbrechende Entschlüsselung des Influenza-A-Virus H5N1, das Vogelgrippe auslösen kann, nur zwanzig handverlesenen Labors zur Verfügung stellte, publizierte sie aus Protest sämtliche Daten im Internet.

Aber das eigene Land, Italien, hat sie vertrieben mit einem «kafkaesken Gerichtsfall» (*La Repubblica*), einem undurchsichtigen, verschleppten Hexenprozess. Ilaria Capua war einmal beides, Forscherin und Politikerin, und ihre Cousine Roberta war schon vor ihr berühmt als Miss Italia. Die Wissenschaftlerin ist 2016 ausgewandert in die USA, an die Universität von Florida in Gainesville, zusammen mit ihrem Mann Richard Currie, gleichfalls Veterinär und ihr engster Mitarbeiter.

Vor fünfzehn Jahren begann die Staatsanwaltschaft in Verona gegen sie und weitere 39 Personen, auch den Ehemann, zu ermitteln wegen Korruption und Handels mit Viren, Bildung einer kriminellen Vereinigung und Verursachung einer Epidemie – ausgehend von der völlig regulären Beförderung einer Virenkultur durch eine Transportfirma. Wer sie fertigmachen wollte, blieb unklar. Kollegiale Missgunst?

2013 trat Capua der Bürgerbewegung des EU-Kommissars und kurzzeitigen Ministerpräsidenten Mario Monti bei und wurde ins Parlament gewählt und 2014 endlich angeklagt; im Jahr danach wurde der Prozess abgeschlossen, weil die «Fakten» überhaupt nicht existierten. Sie nahm ihre Familie ins Gepäck und ging in die USA. Jetzt kehrt sie medial vorübergehend zurück, unter dem Verdacht, die Heilsbringerin zu sein im gestörten Zusammenleben von Mensch und Natur. Peter Hartmann

## Vaterinstinkt

Johnsons Feinde richten das Schafott. Sie wollen den Kopf seines Rasputin rollen sehen.



*Besonnener Rebell:* Einflüsterer Cummings.

Er boxte den Brexit durch, feierte den grössten Tory-Triumph seit Thatcher und schrammte, vom Coronavirus infiziert, knapp am Tod vorbei. Nun taumelt Premier Boris Johnson. Just wegen jenes Mannes, der ihn von Erfolg zu Erfolg navigierte: Chefstrategie Dominic Cummings. Sein Verbrechen: Er reiste während des Lockdowns mit seiner Ehefrau, beide mit Covid-19-Symptomen, und dem gemeinsamen vierjährigen Sohn aufs Land.

Cummings habe «in jeder Hinsicht angemessen, legal und integer» gehandelt, verteidigte Johnson seinen Einflüsterer. Das Volk raunt, die Zeitungen laden durch, «ein Betrüger und ein Feigling» (*Daily Mirror*) seien die beiden. An Ostern noch wurde Johnsons Auferstehung gefeiert, jetzt stürzen seine Umfragewerte um 20 Prozent in den Hades.

Cummings hat sich nie um die öffentliche Meinung geschert. Er hält nichts von Hierarchie, verachtet Schwätzer und Titel. Im Schlaber-Look stieg er auf zum zweitwichtigsten Mann im Staat. Kritiker putzte er ab, sie könnten sich «verpissen». Kein Wunder, dass Elite und Presse den punkigen Rasputin verachten.

### «In einem sicheren Tresor aufbewahren»

Wie Mitarbeiter des Verfemten der *Weltwoche* anvertrauten, steckt hinter Cummings garstiger Fassade ein besonnener Rebell. Ein Geheimnis seines Erfolgs sei, dass er auch zuhören könne, in Mitstreitern brillante Seiten entdecke und diese zu fördern wisse. Während der Brexit-Kampagne habe ein Sprichwort die Runde gemacht: Cummings sei so wertvoll, dass man ihn «in einem sicheren Tresor aufbewahren» sollte. Johnson brauchte ihn nicht einzusperren. Er öffnete ihm sämtliche Türen. Und der Strategie hexte loyal an seiner Seite – bis das Coronavirus Einzug hielt und in Eisenhower Cummings den Vaterinstinkt weckte.

Urs Gehrig

## Das Lappert-Syndrom

Von Anton Beck — Alljährlich lobt sich die Schweizer Literaturszene an den Solothurner Literaturtagen selbst. Dabei steht es schlecht um sie.

Simone Lappert hat alles richtig gemacht. Die Karriere der 35-jährigen Aargauer Schriftstellerin befindet sich seit Jahren im Aufwind, vor einigen Tagen sass sie Bundesrätin Sommaruga gegenüber und eröffnete die 42. Solothurner Literaturtage, was einem Ritterschlag gleichkam. Es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis Lappert den Schweizer Buchpreis erhält – nominiert war sie bereits.

Lapperts Werdegang ist typisch für die Schweizer Literaturszene, ihre Biografie ist eine musterhafte Anleitung dazu, was es braucht, um es in der Schweiz an die literarische Spitze zu schaffen – nämlich das Erlangen möglichst vieler Stipendien und das Durchlaufen möglichst vieler Institutionen, allen voran der Besuch des Schweizerischen Literaturinstituts in Biel. Das literarische Schreiben ist dabei Nebensache. Idealerweise widmet es sich, wie Lapperts Romane «Wurfschatten» (2014) und «Der Sprung» (2019), der Innerlichkeit, vermittelt ein behagliches Gefühl urbaner Weltoffenheit und eckt nicht zu stark an.

Lapperts gibt es in der Schweizer Literaturszene viele und wird es auch weiterhin geben. Gerade an den Solothurner Literaturtagen wurde das nochmals klar. Kaum einer der gelobten Aufsteiger hatte den Rucksack nicht voll mit institutionellem Gepäck. Der Grund liegt in der Kleinheit der Schweizer Literaturszene. Anders als bei den grossen Nachbarn Deutschland und Frankreich gibt es in der Schweiz nur eine Handvoll Literaturagenten, Verlage und Institutionen, die Stipendien vergeben – und die sind untereinander stark vernetzt. Wer in der Schweiz hauptberuflich Schriftsteller werden möchte, ist auf ihr Gutdünken angewiesen und hat keine Ausweichmöglichkeiten.

### «Literaturbetriebsprosa»

Davon ausgenommen sind nur jene wenigen, die sich aus der Enge der Schweiz befreien konnten. Lukas Bärfuss, Christian Kracht oder Jonas Lüscher haben ein internationales Publikum und es nicht mehr nötig, sich irgendwo anzubiedern, was ihre Romane auch deutlich provokanter werden lässt. Der grösste Teil der Schweizer Schriftstellerinnen und Schriftsteller ist jedoch vom Lappert-Syndrom befallen, und es ist ihnen auch nicht zu verübeln. Wenn der Weg zum Erfolg schon planbar ist, warum diesen Plan dann nicht linientreu befolgen?

Langfristig spielt sich die Schweizer Literaturszene so jedoch ins internationale Aus.

Denn solange Schweizer Schriftsteller unter dem ständigen, strengen Blick der sie umgebenden Institutionen stehen, schreiben sie auch so. Das Ergebnis ist «Literaturbetriebsprosa», wie der SRF-Literaturkritiker Philipp Tingler es in Zusammenhang mit dem Debüt «Hier ist noch alles möglich» (2018) der Baslerin Gianna Molinari nannte. Es handelt sich um Romane, die, so Tingler, gar nicht für Leser geschrieben sind, sondern der «Weltbildbestätigung und Selbstversicherung des Literaturbetriebs» dienen. Tatsächlich ist die Schweizer Literaturlandschaft voll davon. Sprachlich und inhaltlich gewagte, querdenkende, gar grenzwertige Romane wie Niko Stoifbergs «Dort» (2019), in dem der Erzähler ein Kind tötet, um die Liebe einer Frau zu gewinnen, sind die Ausnahme.

Was die Schweiz braucht, sind mehr kleine, finanziell unabhängige Verlage und Agenturen, welche ihr Vertrauen in Autoren setzen, die nicht schon unzählige Institutionen durchschreiten mussten, ehe sie vor ihrer Tür stehen. Vor allem aber braucht es mehr laute Romane, welche sich trauen, die Welt ausserhalb ihrer Blase zu provozieren, anstatt sich selbst Welt genug zu sein. Eine neutrale Schweiz mag politisch erfolgreich sein, ist literarisch allerdings irrelevant. In Krisenzeiten noch mehr als sonst.



*Behagliches Gefühl:* Autorin Lappert.



# O wie schön war der Lockdown

Von Michael Bahnerth — Als die Gesellschaft am 16. März endlich das Wirtschaften, Kaufen, Reisen und all die urbanen Zerstreungen einstellte, wurde der Homo receptum geboren.

Möchte man die Geschichte gross erzählen, müsste man so beginnen: So regelmässig wie Naturkatastrophen oder Grippewellen betritt immer wieder ein neuer Typus Mensch die Welt. Meist tut er das leise und ohne grosses Aufsehen. Mit einem kleinen Schritt mehr, von einem Tag auf den andern, so scheint es, bewegt er sich in die Existenz. Nichts anderes ist die Menschwerdung; eine Geschichte vieler kleiner Schritte, die in der Addition irgendwann einen grossen, einen epochalen ergeben. Vom Australopithecus zum Homo erectus und vor 40 000 Jahren zum Homo sapiens, und seither marschieren wir mit Schritten, die noch zu klein sind, um ein grosser zu sein.

## Zärtliches Plätschern der Ruhe

Es scheint noch nicht ganz klar, ob sich dieser neue Typus halten oder durchsetzen und sich dauerhaft zu seinen Compagnons wie dem Homo ludens, dem Homo oeconomicus oder dem Homo sociologicus gesellen kann. Klar scheint nur, dass in den letzten Monaten, in dieser Plazenta des Shutdowns, der Quarantäne und der Isolation, im Wurzelwerk der Anthropologie eine neue Verästelung entstanden ist, die eine neue Form von Menschsein ans Licht bringen könnte; den Homo receptum, den Menschen des Rückzugs. Ich gehöre dazu. Wir sind Menschen, die davon überzeugt sind, dass ein wenig mehr Stillstand etwas mehr Fortschritt bedeutet.

## Im Stillstand der Raserei

Der Homo receptum ist am 16. März geboren worden, als die Gesellschaft der Menschen ihre Umtriebe, all das Wirtschaften, das Kaufen, das Reisen, die Schulen, all die urbanen Zerstreungen einstellte und die Welt über Nacht wie in einen dämmrigen Schlaf fiel. Eine geräuschlose Sanftmut löste das Getöse des täglichen Mahlwerks menschlicher Umtriebe ab, und das Rauschen des Verkehrs wich dem fast zärtlichen Plätschern der Ruhe. Natürlich, draussen lauerte der Tod, mehr als sonst gar, draussen war Wahnsinn, waren Menschen, die ohne den Teppich des Vertrauten in neurotische Verhaltensmuster verfielen und so viel Toilettenpapier kauften, dass sie sich für den

Rest ihres Lebens damit den Hintern putzen könnten.

Draussen war nur noch leises Leben, war eine Art Rückeroberung des Einklangs zwischen Mensch und Natur im Gange. Delfine im Hafen von Cagliari, Quallen in Venedigs Kanälen. Draussen waren das ungestörte Singen der Amseln und ein Himmel voller Lapislazuli-Blau, unbefleckt, und da war plötzlich Zeit, sich den Himmel so lange anzuschauen,



Romantik und Vernunft.

bis man das Gefühl hatte, in ihm zu baden. Dieser Prachthimmel war wie eine allumfassende Kathedrale, der unberührt blieb, weil ihn keine Flugzeuge mehr an seinem Rand aufkratzten und ihm Wundrisse zufügten.

Der Mensch, das ist nichts Neues, ist in der Not stets der Bessere seiner selbst. In der Not wächst er zur Grösse und nähert sich den kleinen Geheimnissen in sich selber an. Ausserhalb der Not ist er ein gedankenloses Wesen, das lebt, ohne dass es den Tod gäbe. Im Stillstand der Raserei wird er zurückgeworfen auf sich selbst, in ihrem Fortschreiten von sich entfremdet.

Der Homo receptum ist ein Produkt des Shutdowns und der Vernunft. Er verbindet Logos mit Romantik, und das ist eine verdammte gute Voraussetzung für ein wenig

Glück. Er ist ein Verbündeter der Schönheit der Stille. Er hat erkannt, dass das Sichselberzusehen die viel bessere Serie ist, als Netflix sie je produzieren könnte. Er hat seine Stimme gefunden, weil er sie hören konnte, und jetzt sagt sie ihm den Weg.

## Rückzugsrevolte

Was er hört in sich drin, nachdem das Klanggewirr seiner Seele eine Struktur erhalten hat, ist eine Melodie der Harmonie, deren Dissonanzen immer mehr schwinden. Er entdeckt sich selbst je länger, desto weniger in einem Widerhall, sondern in seinen *songlines*, die durch seine aufgeweichten Seelenmauern sich mit dem grossen Ganzen da draussen verbinden, wenn er ein bisschen Glück hat.

In diesen Tagen, in denen alle von Lockerung sprechen, vom Wiederherstellen des Normalzustandes, spürt er nicht ein Wiedereintauchen in das Leben, sondern die Rückkehr einer Art der Verkrampfung. Ein Dröhnen der Welt, das sich laut in die neue, oder die wiederentdeckte, Melodie mischt, und deren Beat ihm viel zu schnell erscheint, viel zu brachial, zu dominierend, zu laut, zu aufgeregert für das, was es ist.

Es ist paradox. Da nahm man ihm am 16. März das bisher bekannte Leben, worauf er, ein wenig verlassen zuerst, sich im Nichts fühlte, das sich aber schnell mit einem wahrhafteren Gefühl von Leben füllte, einem, so seltsam das klingen mag, das näher an seinem Leben zu liegen schien. Eines, das innen funkelte und nicht aussen. Und jetzt wird dieses Neue erneut verdrängt, wenn er nicht aufpasst und in Rückzugsrevolte geht.

Es bleibt ihm nicht viel anderes übrig als ein «in Zukunft ohne mich» auf diesem Kreuzfahrtschiff des menschlichen Lebens, das wieder volle Fahrt aufnimmt und die Ozeane in wilder Entschlossenheit durchpflügt, egal, wie hoch die Wellen schlagen und wie viel Krängung das Schiff aufweist, während auf Deck geplanschert wird und in den Salons die Musik wieder spielt und die meisten so tun, als ob alles wieder wird wie früher.

Wahrscheinlich ist die Geschichte des Homo receptum nur eine kleine, eine Randnotiz im Narrativ der Anthropologie. Er wird kaum überleben, nur ein bisschen vielleicht, weil das Leben vor dem Stillstand, zuerst allmählich vielleicht, dann aber plötzlich, dieses zarte Pflänzchen einfach platt drücken wird. Und der Homo receptum dann nur noch sein wird, was er schon zuvor war – eine Sehnsucht.

# Rebellin gegen die Heuchelei

Von Alex Baur — Die Millionärs-Witwe Irina Beller wird unterschätzt. Ihr Feldzug gegen die Doppelmoral der Zürcher Society verdient Respekt. Hinter ihren skandalumwitterten Auftritten steckt harte Arbeit.



Soziale Ader: Irina Beller mit ihrem verstorbenen Gatten Walter (1949–2020).

**L**etzte Woche starb Walter Beller im Alter von 71 Jahren, ohne Ankündigung, allein und friedlich in seiner Terrassenwohnung über dem Zürichsee. Das Herzversagen dürfte ihn im Schlaf überrascht haben. Der unspektakuläre Abgang passt schlecht zum Image des schillernen Baulöwen, der in der Zürcher Society stets Aufsehen garantierte. Aber er passt zu seiner Person. Denn Walter Beller war in Wirklichkeit ein Musterbeispiel des grundsoliden Schweizer Geschäftsmanns. Es war seine 23 Jahre jüngere Ehefrau Irina, die stets für Randalen sorgte.

## Liebe und Solidarität

Manchmal konnte einem Walter Beller fast leidtun, wenn er im Schlepptau seiner inzwischen auch nicht mehr ganz so jungen Russin

an den Charity-Bällen im «Dolder» oder im «Baur au Lac» aufkreuzte, wo die Zürcher Hautevolee sich gerne selber feiert. Das Einzige, womit sie geizte, war der Stoff, der ihre kecken Nippel oder ihre Schamgegend halbwegs bedeckte. Sie scheute keine Kosten, um billig zu wirken, was vor allem bei der Damenwelt schlecht ankam. Hotelkönigin Ljuba Manz war nicht die Einzige, die darauf bestand, nie mit dem verhaltensauffälligen Paar abgelichtet zu werden (und wo dies trotzdem geschah, setzten sie die Verpixelung der Bilder per Anwalt durch).

Die junge Gattin, die ihren Sugardaddy an der Nase herumzuführen schien wie einen watscheligen Tanzbären, liess diesen erst recht alt aussehen. Irritierend war, dass die Bellers dieses

Klischee richtiggehend zelebrierten und karierten. Irina Beller sagte es bei jeder Gelegenheit und am liebsten vor laufender Kamera: Der Umfang seiner Brieftasche und seine Spendierlaune bestimmten den Sex-Appeal eines Mannes. Wenn der Gatte neben ihr stand, nickte er in aller Regel ergeben. Und wer es nicht glaubt, der kann es in Irina Bellers Buch «Hello Mr. Rich! – So heirate ich meinen Millionär» nachlesen. Dort stehen alle Tricks genau beschrieben. Der Titel ist Programm.

Die käufliche Luxusgattin ist wahrlich nichts Neues. Seit Esther Vilar – exakt ein halbes Jahrhundert ist seither vergangen – mit ihrem millionenfach verkauften Pamphlet «Der dressierte Mann» die tradierten Geschlechterrollen als Form der Prostitution entlarvte, haben diese je-

den Glanz verloren. Wer etwas auf sich hält, legt Wert auf Gleichstellung und Emanzipation. Reine Liebe und Solidarität sollen die Beziehung zwischen den Geschlechtern bestimmen. Doch genau hier setzt die Beller-Show an: Nach ihrer Meinung ist das alles Lug und Trug, Heuchelei im besten Fall – die Grundlage der Ehe ist materieller Natur, «nehmen und nehmen», wie sie sagt, und das muss so sein.

Bei den Bellers schien das immerhin zu funktionieren. Sie hätten diese Woche ihren zwanzigsten Hochzeitstag gefeiert. Wo man sie an öffentlichen Anlässen sah, standen die beiden stets zusammen, meistens Hand in Hand. Legendar waren auch ihre Zankereien (die ihn in Florida einmal eine Nacht lang ins Gefängnis brachten). Doch von Trennung war nie die Rede. «Die beiden hatten etwas Symbiotisches», meint der Unternehmer Hans Jecklin, mit Walter Beller seit jungen Jahren eng befreundet, «sie liebten sich abgöttisch.»

### Flucht aus dem Sowjetreich

Dass die Bellers nicht nur gemeinsam den Luxus geniessen wollten, sondern von einer Mission beseelt waren, kam schon in einem 2012 auf SRF ausgestrahlten Dok-Film über das ungleiche Paar zum Ausdruck. In einer Schlüsselszene begleitet er sie nach einem Ehekrach in den Pelzladen. Sie kann sich nicht entscheiden zwischen einem Luchs (80 000 Franken) und einem Nerz (98 000 Franken). Und was macht der Gatte? Er kauft ihr natürlich beide Mäntel. Eine Provokation der subtilen Art. Auf den Einwand der Reporterin, Pelze seien doch verpönt, erwidert die Russin weniger subtil: «Denen geht es in meinem Schrank besser als in der freien Natur.» Wer Fleisch esse, könne nichts gegen echte Pelze haben. Was auch immer man von solchen Sprüchen hält, sie öffentlich zu äussern, zeugt von Chuzpe, vor allem, wenn man sich in der gehobenen Society bewegt. Doch den Bellers war nichts heilig. Sie spotteten über Gretas Klimapredigten ebenso wie über die #MeToo-Klagen. Und was man ihnen vielleicht am meisten übelnahm: Ganz so reich sollen die Bellers gar nicht sein.

Wer Irina Beller etwas besser verstehen will, dem sei die 2015 vom Bündner Erfolgsautor Philipp Gurt («Schattenkind») aufgezeichnete Biografie «Der Mensch in mir» empfohlen. Das

### Irina ist nicht dem Sozialismus entflohen, um weiter im Prekariat zu leben.

in Miniaufgabe gedruckte und längst vergriffene Büchlein erzählt die Geschichte der 1972 in der ukrainischen Kleinstadt Kiwerzi als Tochter einer russischen Sprachlehrerin und eines Literaturwissenschaftlers geborenen «Iroschka». Es ist die Geschichte eines Mädchens, das auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges in geordne-

ten Verhältnissen heranwächst und mit 22 Jahren dank der Heirat mit einem Schweizer dem zusammenbrechenden Sowjetreich entflieht.

Kurz nach Irinas Geburt heuert ihr Vater Valery Strychun beim KGB an und wird schliesslich als «Diplomat» in die DDR versetzt, wo sie ihre frühe Jugend verbringt. Die Familie lebt bereits wieder in Moskau, als 1983 die zweite Tochter Alona zur Welt kommt. 1987 zieht der Vater als Vertreter der staatlichen Vertriebsgesellschaft Sovexportfilm nach Amsterdam. Mutter und Alona reisen ihm nach, Irina kommt in ein Internat und studiert schliesslich Filmwissenschaften in Moskau. Mit achtzehn heiratet sie einen reichen Letten, die Ehe geht bald in Brüche.

Ihr Vater brachte es nie über das mittlere Kader hinaus. Die Familie war privilegiert, auf brüchigem Fundament allerdings. Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion standen die Strychuns vor dem Abgrund. 1994 besorgt ein Möbelverkäufer aus Bern, den sie zufällig in Moskau trifft, Irina ein dreimonatiges Visum für die Schweiz. Es ist ihr «Sprungbrett in den Westen», wie sie sagt. Sie nutzt die Chance. Kurz bevor sie heimreisen muss, wird geheiratet. Doch Möbelverkäufer Ueli, der erst noch Alimente für seine Ex-Frau zahlen muss, ist leider kein «Mister Rich». Dabei sollte Irina auch noch für ihre jüngere Schwester und ihre Eltern sorgen. Und das wird erst recht schwierig, als sie ungewollt schwanger wird und Ueli arbeitslos.

### Mitleidlose Offenheit

Gewiss, das ist alles aus ihrer Perspektive erzählt. Doch Irina Beller schont sich selber nicht. Auf der Suche nach dem «Mister Rich» tanzt sie sich fortan durch die Zürcher Nachtclubs, geht regelmässig mit reichen Männern ins Bett, die sie im Gegenzug grosszügig beschenken. Die Tochter, die sie als 22-Jährige zur Welt bringt, ist ihr fremd, sie will sie nicht einmal an die Brust nehmen. Am meisten sorgt sie sich um ihre durch die Schwangerschaft lädierte Figur. Das Kind steht ihr auf der Suche nach «Mr. Rich» im Weg. Die Justiz spricht das Sorgerecht drei Monate nach der Geburt dem Vater zu.

Die mitleidlose Offenheit, mit der Irina Beller ihre Welt umschreibt, hat etwas Brutales. Doch es ist, wie es ist. Irina ist nicht dem Sozialismus entflohen, um weiter im Prekariat zu leben, und sie will auch nicht als Gelegenheitsprostituierte auf ihr Verfallsdatum warten. Sie kam in den Westen, um den Kapitalismus zu erleben, und dazu braucht sie einen Ehemann, und zwar einen mit Geld. Sie ist zwar belesen und gebildet, doch in der ehemaligen Sowjetunion war Bildung weder etwas Besonderes noch etwas Wertvolles, und in der Schweiz konnte sie mit ihrem Titel wenig anfangen. Die Lösung präsentierte sich in der Person des 23 Jahre älteren Walter Beller.

Beller war als Sohn eines Malermeisters im Zürcher «Chreis Cheib» nahe der Langstrasse aufgewachsen. Ursprünglich hatte er Bauzeichner gelernt, bei der Firma Bally arbeitete er sich

in der Immobilienverwaltung hoch, danach wechselte er zur Spielautomaten-Firma Tivolino. Mit dem Verbot der Automaten Mitte der 90er Jahre verlor er seinen Job und machte sich notgedrungen als Baumanager selbständig.

Als Walter Beller 1997 auf Irina trifft, verfügt er zwar über ein stattliches Einkommen, doch ein Multimillionär ist er nicht. Und er hat noch zwei Kinder aus erster Ehe zu unterstützen. Er ist nicht der «Mister Rich», von dem sie schwärmt. Aber er zeigt sich grosszügig, hilft Irina bei der Scheidung. Wirklich reich ist er auch dann noch nicht, als die beiden im Jahr 2000 zuerst auf dem Standesamt in Zürich und später standesgemäss in Las Vegas heiraten. Bemerkenswerterweise scheint ihm die Ehe mit der teuren Russin allerdings finanziell gut zu bekommen. Sein kleines Immobilienimperium, dessen Wert Insider heute auf 35 bis 50 Millionen Franken schätzen, baut Beller erst nach der Heirat mit Irina auf.

### «Es geht im Leben um Anerkennung»

Das von den Bellers sorgsam gepflegte Bonzen-Image steht in einem eigentümlichen Kontrast zur gelebten Realität. Bellers 250-Quadratmeter-Wohnung in einem Reihnhaus in Pfäffikon SZ und seine Zweitwohnung im Tessin (140 m<sup>2</sup>) sind sicher nicht billig, aber es ist nicht das, was man sich unter einer Luxusvilla vorstellt. Walter Beller war ein Patron der alten Schule, sein Wort hatte mehr Gewicht als eine Unterschrift. Er war kein Spekulant, die Mietzinsen seiner Wohnungen sind bezahlbar, einige sollen angeblich sogar eher das Prädikat sozial verdienen.

Über eine soziale Ader verfügt offenbar auch Irina Beller. Als sie sich in der Schweiz etabliert hatte, zog sie als Erstes ihre junge Schwester nach und später auch ihre Eltern. Das macht nicht jeder, der es geschafft hat. Und wer glaubt, sie würde sich auf dem Erreichten ausruhen, irrt. Täglich quält sich die Frau, die in diesen Tagen ihren 48. Geburtstag feiert, durch ein mehrstündiges knallhartes Fitnessprogramm, das ihren Körper in Form hält. Das tut sie nicht zum Vergnügen, sondern zur Pflege ihres, wie sie sagt, wichtigsten Kapitals. Ihre 260 000 Follower auf Instagram haben einen scharfen Blick. Daneben liest sie viel, schreibt oder werfelt an Fernsehprogrammen. Nach dem Tod ihres Mannes will Irina Beller die Verwaltung der Immobilien übernehmen.

Während die wahren Milliardäre sich heute gerne als Philanthropen und Retter der Menschheit in Szene setzen, profilierten sich die Bellers als hemmungslose Hedonisten. «Es geht im Leben um Anerkennung», sagte Irina Beller einmal in einem *Weltwoche*-Interview, «es wäre traurig, wenn du existierst und kein Mensch bemerkt es.» Bei all den Provokationenschwang allerdings stets eine Portion Rebellion mit gegen Heuchelei und Doppelmoral. Man wird das schräge Paar vermissen.

## Personenkontrolle

**Berset, Maurer, Portmann, Moret, Stöckli, Pfister, Gutzwiller, Mahrer, Brunner, Brenn, Brotz, Benkö, Infantino, Ceferin, Fasel, Gallera, Tyson, Holyfield**

**Alain Berset**, Kommunikationsgenie, liess am Dienstag über verschiedene Medien streuen, er beantrage dem Bundesrat, den Corona-Notstand zu beenden. Angesichts der stark zurückgegangenen Infektionszahlen verkauft sich der SP-Gesundheitsminister der Bevölkerung damit als Vorreiter in Sachen Aufhebung des Notrechts. In Tat und Wahrheit gehört er aber zu den Bremsern: Andere Bundesräte, allen voran Finanzminister **Ueli Maurer** (SVP), wollen die «ausserordentliche Lage» sofort beenden. (fsc)

**Hans-Peter Portmann**, Orakel, könnte vielleicht Licht in die ominöse «illegale Party» bringen, die manche Parlamentarier laut *Blick* am Abschlussabend der vergangenen Corona-Sondersession in Bern gefeiert haben sollen. Bislang stritten alle befragten Politiker Kenntnisse über eine solche Feier ab. Auch der *Blick* verfolgte das pikante Thema nicht weiter. Jetzt giesst Portmann, Zürcher FDP-Nationalrat, Öl ins Feuer. Auf Twitter schwadroniert er mit drei Wochen Verspätung: «Die *Blick*-Redaktion weiss genau, welche Fraktion inkl. Präsident zum Abschluss auf der Terrasse eng zusammen gefeiert hat. Man will es aber mit dieser Partei nicht verscherzen.» Auf Anfrage der *Weltwoche* führt Portmann seine ominöse Andeutung nicht weiter aus; in der *Blick*-Geschichte war jedenfalls nicht von der Terrasse die Rede, sondern von der Beiz «Henris» auf dem Gelände der Bernexpo. Klar ist nur: Am Ende der Session kam es zu feierartigen Szenen. Genau solche hatten Nationalratspräsidentin Isabelle Moret (FDP) und Ständeratspräsident Hans Stöckli verhindern wollen, indem sie anfangs versuchten, Alkohol vom Gelände zu verbannen. Entsprechend gespannt darf man auf die reguläre Sommersession sein, die nächste Woche wiederum in der Bernexpo beginnt. (fsc)

**Gerhard Pfister**, Netflix-Freund, schätzt offensichtlich nicht nur die aktive Rolle als Gestalter der Schweizer Politik. Gelegentlich zieht sich der CVP-Präsident auch gerne in die Zuschaueränge von Netflix zurück, einem Übertragungsdienst für Filme und Serien. Die viele Corona-Zeit stellte Pfister am letzten Mittwoch vor die Qual der Wahl: «Bin mit «Better Call Saul» durch. War toll. *What's next on Netflix?* Empfehlungen willkommen», fragte Pfister seine Gefolgschaft auf Twitter. Ein Herz fasste sich **Felix**



*Weiss er mehr?* FDP-Nationalrat Portmann.



«War toll»: CVP-Präsident Pfister.



*Abfuhr:* Politikerin Mahrer, Grüne.

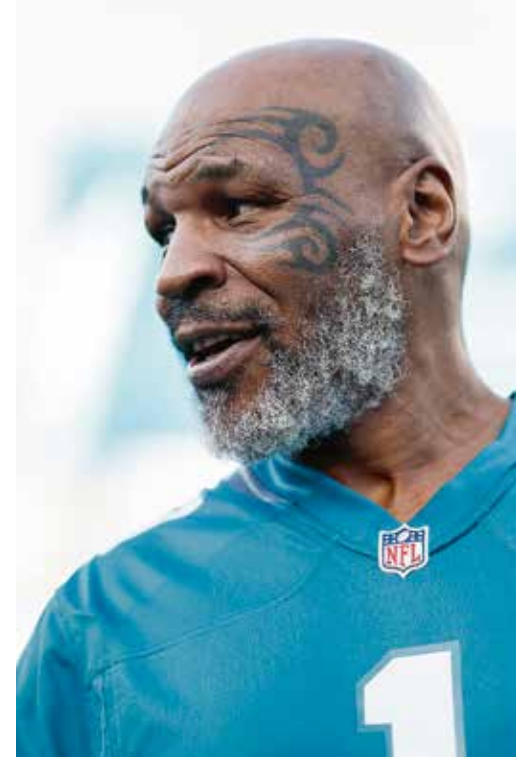
**Gutzwiller**, alt Ständerat der Zürcher FDP. Er empfahl mit «Ozark» eine Netflix-Serie, die sich um das Thema Geldwäsche dreht. (fsc)

**Anne Mahrer**, Klimaklägerin, hat beim Bundesgericht kein Gehör gefunden. Die ehemalige grüne Genfer Nationalrätin und Co-Präsidentin des Vereins der Klimaseniorinnen hatte zusammen mit ihren Mitstreiterinnen, zu denen auch die SP-Ikone **Christiane Brunner** zählt, beim höchsten Gericht gegen den Bundesrat geklagt und verlangt, dass dieser schärfere Klimaschutzmassnahmen ergreifen müsse. Frauen ab 75 Jahren seien von der Erderwärmung besonders betroffen und hätten in Hitzesommern ein deutlich erhöhtes Mortalitätsrisiko, weshalb der Staat sie schützen müsse. Das Bundesgericht findet das Anliegen der Klimaseniorinnen zwar «gut begrifflich», gleichwohl seien ältere Frauen nicht derart in ihrem Recht auf Leben berührt, dass man ihre Beschwerde gutheissen könne. (fon)

**Tristan Brenn**, Dementi-König, missfällt die Kritik am Schweizer Fernsehen SRF. In den



*Nähe zum Publikum:* SRF-Chefredaktor Brenn.



*Zurück in den Ring:* Box-Idol Tyson.

letzten Wochen hat sich der SRF-Chefredaktor gleich dreimal ans Publikum gewandt, um wortreich abzustreiten, dass seine Sender in der Corona-Lage behördenfreundlich – um nicht zu sagen: staatsnah – berichten. Zuerst meldete sich Brenn per Social-Media-Video. Dann liess er sich in der «Arena» von seinem Angestellten **Sandro Brotz** interviewen. Und schliesslich, aller guten Dinge sind drei, folgte abermals eine Videoschaltel in die sozialen Medien. Das ging sogar **Thomas Benkö**, dem stellvertretenden Chefredaktor von *Blick.ch*, über die Hutschnur. Er empfahl Brenn, ein paar kritische Interviews mit Bundesräten zu bringen, anstatt «hier ständig rumzunölen». Mit der Lupe suchen muss man kritische Bundesratsinterviews indes auch in Benkö's eigenem Presseorgan. (fsc)

**Gianni Infantino**, Vielflieger, hatte bei einem Besuch im südamerikanischen Kleinstaat Surinam plötzlich Sehnsucht nach der Schweizer Heimat. Und weil der Fifa-Obmann auf den gebuchten Linienflug 24 Stunden hätte warten müssen, gönnte er sich den Rücktransfer im Pri-

vatjet – zu Kosten im sechsstelligen Bereich. Begründung für den überstürzten Abflug: ein Treffen mit Uefa-Präsident **Alexander Ceferin**. Gemäss der *Süddeutschen Zeitung* war dies aber frei erfunden. Ceferin befand sich zu diesem Zeitpunkt in Armenien. Die Fifa beantwortet die Vorwürfe mit einem Communiqué, betont, dass alles rechtens sei – und kann sich dabei durchaus auf Erfahrungswerte stützen: dass sich im Fifa-Komplex die Hauptdarsteller nicht mehr daran erinnern können, mit wem sie wann und wo abgemacht haben, ist ein mittlerweile bekanntes Phänomen. (tre)

**René Fasel**, Wandersmann, hätte eigentlich am vergangenen Sonntag den WM-Final im Zürcher Hallenstadion verfolgen sollen. Nach Absage des Turniers verbrachte der Präsident des Internationalen Eishockey-Verbandes den Tag mit einem Ausflug in die Berge und danach mit seinen Söhnen in der Sauna. Die Gedanken an den stornierten Saisonhöhepunkt schob er weit von sich: «Man soll nicht über Dinge lamentieren, an denen sich nichts ändern lässt.» Das Coronavirus besitzt für den siebzijährigen Freiburger, der nach 26 Jahren seinen Rücktritt geben will, aber auch eine amtsverlängernde Wirkung. Weil der Wahlkongress in St. Petersburg von Ende September kaum durchgeführt werden kann, dürfte Fasel ein weiteres Jahr an der Spitze des Verbandes bleiben. Der entsprechende Entscheid soll via Videokonferenz am 24. Juni gefällt werden. (tre)

**Giulio Gallera**, Geistesblitz, beeindruckt mit seiner Fähigkeit, komplizierte Dinge radikal zu vereinfachen. Der Gesundheitsminister der von der Corona-Pandemie besonders schlimm betroffenen Region Lombardei erklärte seinen Landsleuten, dass die Reproduktionszahl auch in Norditalien erfreulicherweise gesunken sei und inzwischen bei 0,5 liege. Das sei positiv, denn betrage die Reproduktionszahl 1, stecke ein Infizierter eine weitere Person an. Die Zahl 0,5 bedeute also, «dass ich nur infiziert werde, wenn ich im selben Moment auf zwei infizierte Personen treffe. So einfach ist es nicht, gleichzeitig zwei Infizierte zu finden, um infiziert zu werden.» Bei diesem geballten Fachwissen ihres Gesundheitsministers dürfen die Lombarden den nächsten epidemiologischen Herausforderungen zuversichtlich entgegensehen. (fon)

**Mike Tyson**, Box-Opa, will wieder in den Ring steigen. Der 53-Jährige erwägt derzeit offenbar das Angebot eines Promoters, der ihm mehr als zwanzig Millionen Dollar zahlen will. Tysons letzter Kampf, eine Niederlage, liegt schon fünfzehn Jahre zurück. Da ist es vielleicht ganz gut, dass sein möglicher nächster Gegner ebenfalls nahe am Rentenalter ist: **Evander Holyfield** – 57 Jahre. (ky)

## Nachruf



*Inspirationsquelle und Mentor.*

**Alberto Alesina (1957–2020)** — Alberto Alesina war als Professor für Volkswirtschaftslehre an der Harvard-Universität einem breiteren Publikum bekannt als kritische Stimme in der letzten grossen Schuldenkrise. Er zeigte auf, dass zur Eindämmung der Neuverschuldung Ausgabenkürzungen grosse Vorteile gegenüber Steuererhöhungen bringen. Ihn einfach als bekannten Experten für Austeritätspolitik zu bezeichnen, greift aber viel zu kurz. Alesina hat viele Forschungsfelder nachhaltig geprägt.

Seine intellektuelle Neugier und Kreativität spiegeln sich in der thematischen Vielfalt seiner Forschung. Er befasste sich beispielsweise mit der Unabhängigkeit von Zentralbanken, dem Einfluss der Einkommensverteilung auf Politik und Wachstum, dem Verhalten von Wählern

und Politikern, der Gewaltenteilung und den politischen Institutionen, der Defizitneigung staatlicher Entscheidungsträger oder der Armutsbekämpfung und Migrationspolitik. Er wird speziell für seine grossen Verdienste bei der Entwicklung und Etablierung der modernen politischen Ökonomik in Erinnerung bleiben.

Der in Italien geborene Alesina war für seinen lebendigen und humorvollen Diskussionsstil ebenso wie für sein wohlwollendes, aber forderndes Engagement für junge Forscher bekannt. Während meines Doktorats durfte ich dies als Gaststudent direkt erfahren: Nachdem ich mich ein halbes Semester nicht in seiner Sprechstunde in Harvard hatte blicken lassen, fragte er über eine Studienkollegin nach, wo ich denn bliebe und ob alles in Ordnung sei. Oder als ich gegen Ende des Forschungsaufenthaltes noch ein paar Wochen Urlaub eingeplant hatte: Alesina liess mich wissen, dass der Fortschritt meines Forschungsprojekts noch keinen Urlaub zuliesse. Der Urlaub musste warten. Alesina stand für Pioniergeist, grosses Arbeitsethos und ein Gespür für die wichtigen Fragen, aber auch für Herzlichkeit, Nachsicht und etwas Klatsch.

Er war Inspirationsquelle, Mentor und Antrieb für viele heute führende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Privat war er begeisterter Wanderer, Bergsteiger und Wintersportler. Am 23. Mai ist er während einer gemeinsamen Wanderung mit seiner Frau Susan mit 63 Jahren an einem Herzversagen verstorben. *Mark Schelker*

**DIE WELTWOCH**

## Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



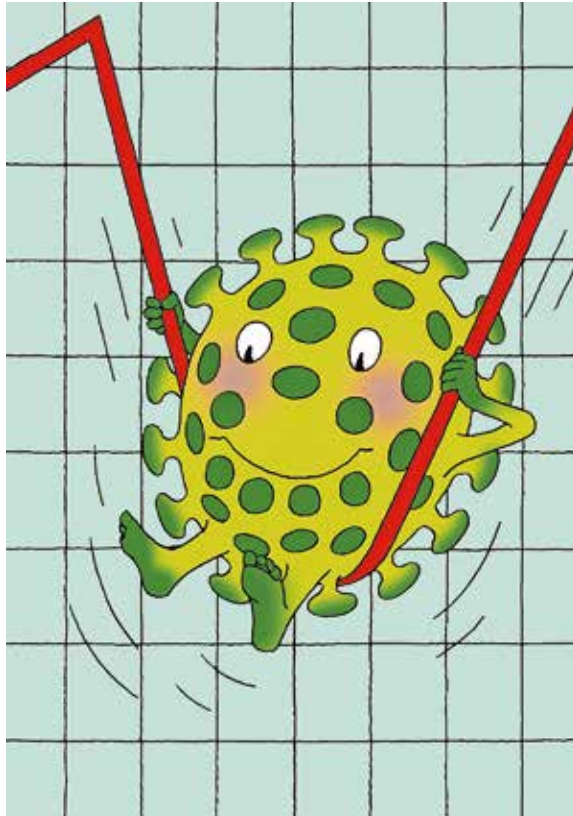
# Die sieben Corona-Irrtümer des Bundesrats

Von Beat Gygi — Die Regierung hat nicht alles falsch gemacht, aber sie hat die Pandemie am Anfang verschlafen, dann überreagiert und schliesslich zu lange am Ausnahmezustand festgehalten. Eine schonungslose Analyse in Zahlen, Fakten und Facetten.

Mit selbstbewusstem Auftritt hat Bundesrat Alain Berset an der Regierungs-Pressekonferenz vorige Woche für eine weitere Serie geschäftlicher und gesellschaftlicher Aktivitäten die Öffnung versprochen, etwa für Gottesdienste, sowie zusätzliche Bundesmilliarden in Aussicht gestellt. Aber, so Berset im gleichen Atemzug, es gelte nun, weiterhin Abstand zueinander zu halten und die Hände zu waschen, denn «wir möchten nicht vor der Ziellinie noch stolpern». Das lässt aufhorchen. Wo liegt denn diese Ziellinie? Was ist eigentlich das Ziel der Landesregierung, die am 16. März die ausserordentliche Lage ausgerufen hat und seither eigenmächtig anordnen kann, was sie will, ohne dass jemand sie hindern kann?

In den vergangenen Wochen konzentrierten sich der Bundesrat und das Bundesamt für Gesundheit (BAG) feberhaft darauf, die Kurve der täglichen Coronavirus-Neuinfektionen nach unten zu bringen. Tatsächlich liegen die Ansteckungen zurzeit nur noch bei wenigen Personen pro Tag, nachdem sie in der zweiten März-Hälfte 1200 Fälle übertroffen hatten. Nicht einmal der BAG-Infektionsexperte Daniel Koch kann sich das genau erklären, denn seit zwei Wochen ist das Leben ja in der Schweiz wieder reger. Hat der Bundesrat also fast sein Ziel erreicht? So einfach ist das nicht, denn es kann gut sein, dass die Lage nicht stabil ist. Wenn die Infektionskurve praktisch gegen null strebt, sehen viele Wissenschaftler und Behörden sogleich die Gefahr einer neuen Welle, weil in der Bevölkerung zu wenige Leute immun seien.

Eine mutige Politik bestünde nach Ansicht von Reiner Eichenberger, Ökonomeprofessor in Freiburg, darin, diejenigen Personen zu identifizieren, die bereits immun sind, und diesen die volle Bewegungsfreiheit zu geben: Sie könnten arbeiten und reisen ohne Quarantänearisiken oder Kontaktsperren und damit ihre Produktivität ausspielen. Etliche begännen dann sicher im Eigeninteresse, eine Selbstansteckung in Betracht zu ziehen, das würde die Immunisierung der Gesellschaft beschleunigen. Laut Eichenberger ist ein Entscheid für den einen oder andern Weg unumgänglich: entweder die Ansteckung niedrig halten und eine lange Zeit hoch bleibende Anfälligkeit der Bevölkerung in Kauf nehmen oder vermehrte Ansteckungen zulassen, um rascher zu einer höheren Immunität in der Gesellschaft zu



kommen, bei gleichzeitigem Schutz der Risikogruppen, für die das Virus gefährlicher ist.

Eher zu erwarten ist, dass der Bundesrat seine Eindämmungsstrategie weiterführt. So bleibt die Furcht vor einer zweiten Welle von Ansteckungen, sobald wieder grössere Menschenmengen zusammenkommen. Dann hat die Bundesverwaltung Grund, das Volk wieder an der Hand zu nehmen, damit man nicht stolpert – bis irgendwann eine Impfung verfügbar sein wird. Auch wenn das Bild vom fürsorglichen Staat jetzt vielen gefällt – man darf nicht vergessen, dass sich der Bundesrat vor sieben Wochen mit den meisten anderen Regierungen der Welt in Hysterie dazu hat hinreissen lassen, in der eigenen Wirtschaft derartige Schäden anzurichten, wie man es in Friedenszeiten noch nie erlebt hat. Zu diesem enormen Staatsversagen hat der Bundesrat erheblich beigetragen.

**1. Fehlende Strategie** — Es ist nicht ersichtlich, dass der Bundesrat eine Strategie zur Bewältigung der Krise hat, die der Politik langfristig genügend Handlungsspielraum lässt. Schon vor der Corona-Krise war offenbar keine Strategie vorbereitet worden. Lehren aus den zahlreichen früheren Pandemieübungen wa-

ren mehr oder weniger in Schubladen verschwunden. Der frühere BAG-Direktor Thomas Zeltner hatte in einem Gutachten von 2018 kritisiert, dass bei der Versorgung mit medizinischen Gütern Engpässe drohten und das Bundesamt für Landesversorgung und die Kantone diese Mängel beheben sollten. Es tat sich aber nichts, diesen Frühling fehlte es an Masken, zum Teil an Medikamenten und Desinfektionsmitteln. So kam es, dass BAG-Experte Koch sich öffentlich oft so unentschlossen zur Nützlichkeit von Schutzmasken äusserte, dass der Eindruck entstand, er suche Beschaffungsversäumnisse kleinzureden.

**2. Gefärbte Informationen** — In der Corona-Krise setzt der Bundesrat plötzlich Überlegungen ausser Kraft, die sonst im Gesundheitswesen für den Umgang mit Leben und Tod von zentraler Bedeutung sind. Diskussionen und Berichte zum Virus stehen im Bann von Zahlen über infizierte, hospitalisierte und gestorbene Personen, oft grell mit Ranglisten in absoluten Zahlen pro Land. Wenn Sterbezahlen so kommuniziert werden, wirkt das dramatisch, unwillkürlich

denkt man: «Mit jedem Leben geht ein unschätzbare Wert verloren, jeder Todesfall ist einer zu viel.» In der normalen Gesundheitspolitik und medizinischen Praxis geht es aber sorgfältiger zu, es geht um verlorene und gewonnene Lebensjahre sowie deren Qualität. Nur so lassen sich die Wirkungen verschiedener Be-

## Warum müssen die Schweizer zwei Meter Abstand halten und die Österreicher nur einen?

handlungen miteinander vergleichen. Das Medianalter der mit oder an Covid-19 Verstorbenen betrug hierzulande 84 Jahre, und die allermeisten hatten eine, die Hälfte zwei oder drei Vorerkrankungen. Ein Grossteil der Opfer hat also eigentlich nicht so viele Lebensjahre verloren.

**3. Konform mit dem Ausland** — Die internationale Synchronisation erfasste nicht nur die Kommunikation, sondern auch die Handlungen. Am 16. März wechselte der Bundesrat mehr oder weniger im Gleichschritt mit anderen Regierungen ins Notrecht mit der ausserordentlichen Lage. Läden, Restaurants, Bars, Unterhaltungs- und Freizeitbetriebe wurden

geschlossen. Eigentlich müssten selbst solche Massnahmen laut Gesetz verhältnismässig sein, sie dürfen gegenüber Personen nur angeordnet werden, wenn weniger einschneidende Massnahmen, um die Übertragbarkeit einer ansteckenden Krankheit zu verhindern, nicht ausreichen oder nicht geeignet sind, und sie müssen erforderlich und zumutbar sein. Heute zeichnet sich ab, dass der Shutdown die Schweiz um die 100 Milliarden Franken gekostet haben könnte. Es ist nicht anzunehmen, dass dies dem Bundesrat damals bewusst war.

**4. Leichtfertige Geldverteilung** — Eine Woche nach der Lähmung der Wirtschaft schritt der Bundesrat zur grossen Geldverteilung, um Schmerzen zu lindern und Widerstände zu zerstreuen. Gegen 40 Milliarden Franken sind vorgesehen, um den Unternehmen bei Bedarf blitzartig ohne grosse Kontrolle Kredite aufs Konto zu überweisen. Die gesamte Umverteilung kann sich auf 100 Milliarden summieren. Durch frühere Entscheide hat sich die Regierung gebunden, den Shutdown der Wirtschaft weiter mit Finanzhilfen zu kompensieren.

**5. Griff zur Planwirtschaft** — Das Öffnen der Geschäfte erfolgte nicht mit einem Donnerschlag, wie dies beim Schliessen geschah. Entsprechend vielfältiger sind die Spielregeln, die für die einzelnen Branchen oder Tätigkeiten zu genehmigen sind, und das gibt Diskussionen. Es ist enorm, mit welchen Details sich Ämter nun befassen müssen, um Hygiene- und Abstandsvorgaben für alle Lebenssituationen zu beaufsichtigen. Und sie müssen begründen, warum die Schweizer zwei Meter Abstand halten müssen, die Österreicher nur einen.

**6. Selbstevaluation** — Der Bundesrat hat die Bundeskanzlei beauftragt, ihm bis Ende 2020 einen Bericht zur Auswertung des Krisenmanagements während der Covid-19-Pandemie vorzulegen. Die Regierung gibt also ihrer eigenen Verwaltung den Auftrag, sie zu benoten. Das Ergebnis wird keine Überraschung sein.

**7. Wenig Interesse an neuem Wissen** — Etwas vom Erstaunlichsten an der ganzen Corona-Politik des Bundesrats ist, wie wenig im Vergleich mit den immensen Kosten investiert wurde, um ein klareres Bild von der Datenlage, den Zusammenhängen zwischen Infektion, Krankheit und Sterblichkeit zu erhalten. In der Schweiz wurde kein systematisches Testen eingerichtet, die Infektionszahlen sind von Zufällen abhängig, dabei sind sie derart bestimmend für die Epidemienpolitik. Vor allem aber weiss man auch sehr wenig über die Gruppe derjenigen, die bereits immun sind. Immerhin zeichnet sich nun ab, dass sich zunehmend private Unternehmen um die Aufklärung dieser Verhältnisse bemühen.

## Wissenschaft

# Kurven, die in den Untergang führen

**Klimamodelle sind wie Pandemie-Modelle menschliche Konstrukte oder gar politische Manipulation. Aus dem Desaster muss man für die Klimapolitik lernen. Silvio Borner**

**K**limaforscher wie auch Ökonomen sind bekannt dafür, dass sie die Welt gerne in vereinfachten Modellen darzustellen und zu erklären versuchen; aber jetzt wird die Szene dramatisch durch die Epidemiologen aufgemischt. Die Virenforscher haben im März und April einmalige Gelegenheiten für ihre Auftritte genutzt, um den Leuten Pandemie zu erklären und Regierungen zu lenken. Was die Ökonomen in der Wirtschaftspolitik seit Jahrzehnten versuchen und die Klimaforscher seit den neunziger Jahren praktizieren, haben jetzt die Epidemiologen in ganz grossem Stil und mit totaler medialer Präsenz geschafft: die hochspezialisierte, aber eindimensionale Wissenschaft zu missbrauchen, um politische Entscheide zu dirigieren. Mit ihren Modellen, Kurven und Untergangsprognosen, gemäss denen in der Schweiz bis zu 100 000 Tote zu befürchten seien, bewogen sie den Bundesrat zu grenzenlosen Staatseingriffen und einem Shutdown, der über Jahre hinaus existenzielle Schäden verursachen wird.

### Schnell und radikal entlarvt

Alle drei Berufsgattungen arbeiten eigentlich nach ähnlichen Grundsätzen: Die Wissenschaftler zwingen komplexe Zusammenhänge und Entwicklungen in vereinfachte mathematische Modelle und leiten daraus Prognosen ab. Das ist ehrgeizig, aber legitim. Werden diese Modelle expertokratisch eingesetzt, sollten sie unabhängig überprüft und demokratisch diskutiert werden. Die Ökonomen sind aus Erfahrung vorsichtiger geworden, weil sie einerseits die hohen Ungewissheiten nicht linearer Modelle und andererseits die ideologischen Schlagseiten der Modellannahmen nicht verbergen können, so dass ihre Prognosen weder als sicher noch als wertneutral gelten. Die Klimawissenschaftler haben ihre angeblich naturwissenschaftlich basierten Modelle wirkungsvoller auf politisches Verkaufen und mediale Propaganda getrimmt.

Für Klimatologen der Uno ist die Reduktion des CO<sub>2</sub>-Ausstosses die alles entscheidende Zielgrösse, um die Welt zu retten und

zu regieren. So fabrizieren sie methodisch wacklige, aber politisch korrekte Klimamodelle, die auf Jahrzehnte hinaus exakt vorschreiben, wie viel man bis zum Jahr 2050 an CO<sub>2</sub>-Emissionen reduzieren muss, wenn man die Erderwärmung bis 2100 unter 1,5 oder 2 Grad halten will. Eigentlich ist klar, dass solche Panikprognosen wissenschaftlich unhaltbar und die extrem komplexen Wirkungszusammenhänge völlig unsicher sind. Aber mit dem CO<sub>2</sub>-Dogma haben es die Klimatologen immerhin geschafft, in der Politik die sogenannte Energiewende voranzubringen – ohne Rücksicht auf Verirrungen und Schäden durch Planwirtschaft.

Die Virusexperten treten ebenfalls mit Panikmodellen auf, die statt mit CO<sub>2</sub> mit Todesfällen argumentieren.

Es gibt zwei fundamentale Unterschiede. Erstens gelten ihre unsicheren Modellprognosen nicht für das Jahr 2050 oder 2100, sondern für die nächsten Wochen, und deshalb werden ihre krassen Prognosefehler schnell und radikal entlarvt. Zweitens sind die Wohlstandsverluste als Folge der durch die Modelle provozierten Massnahmen für die breite Bevölkerung direkt spürbar. Die wirtschaftlichen Schäden der Corona-Diktatur haben schon ein kritisches Umdenken bewirkt. Nun stellt sich die Frage, wie rasch die Leute in der Klimafrage ähnliche Überlegungen anstellen werden.

Im schlimmeren Fall kann die Verbindung von Klima- mit Corona-Politik die Schweiz definitiv in eine Planwirtschafts- und Schuldenkrise führen, die uns und unsere Kinder und Enkel ökonomisch und sozial um mindestens eine Generation zurückwerfen könnte. Die Erfolge der Schuldenbremse der letzten zwanzig Jahre haben wir in zwei Monaten bereits verbrannt. Im besseren Fall aber wird das Volk aus dem Corona-Desaster lernen, dass eine Energiepolitik mit unsinnigen Klimamodellen für den Planungshorizont 2050 genauso eine unverantwortliche Anmassung von Wissen ist, die den Wohlstand untergräbt und einen Haufen gescheiterter Fehlinvestitionen mit Schuldenbergen hinterlassen wird.



## «Wir können Corona»

Von Christoph Mörgeli

Irgendwann werden wir wissen, warum unsere gutdotierten Behörden und Beamten von der Corona-Pandemie völlig überrumpelt wurden. Wo hatten sie eigentlich im Jahr 2019 ihre Augen und Ohren? Am WEF in Davos interessierte sich der fast vollständig versammelte Bundesrat nur für ein sechzehnjähriges Schwedenmädchen. Statt für den visionären Bill Gates, der in Davos eindringlich vor einer weltumspannenden, hochinfektiösen Pandemie warnte. Der *Bilanz*-Chef spottete über den «ergrauten Gates» und titelte hochnäsiger: «WEF 2019: Helden verzweifelt gesucht».

Im Frühling 2019 setzte Bundesrat Alain Berset sein Mittelschwergewicht auf die Zentralafrikanische Republik, der er einen Besuch abstattete. Der ironiefreie Zweck dieses *Ausland-Reis*lits unseres Innenministers: «Stärkung der lokalen Gesundheitssysteme». Anlässlich der Eröffnung der 72. Weltgesundheitsversammlung der WHO befasste sich Berset mit bewaffneten Konflikten. Und nahm mit den Gesundheitsministern von Afghanistan und der Zentralafrikanischen Republik an einer «Partnerschaft zur Stärkung von Gesundheitssystemen in Notsituationen» teil.

2019 liess sich Alain Berset für einen weiteren Erfolg feiern: Bei den Birchermüesli sei der Zuckergehalt um 5 Prozent, bei den Joghurts um 3 Prozent gesunken. «Dafür darf sich der Bundesrat auf die Schultern klopfen», rühmten die Medien. Nur eines verpassten Berset und seine vielen, vielen Gesundheitsbeamten: nämlich den *Beobachter* vom 26. August zu lesen. Da schrieb der Assistenzarzt und freie Journalist Simon John: «Die Welt rüstet sich für die nächste Pandemie. Doch die Schweiz ist schlecht vorbereitet.» Experten hielten «eine Pandemie weiterhin für eine der grössten Gefahren unserer Zeit».

Heute verbreite sich eine Infektionskrankheit «in Windeseile». Wenig Zeit, in der viel passieren müsse: «Schutzmasken aufstocken, Personalausfälle koordinieren, Impfstoffe entwickeln». Sind die Verantwortlichen gut aufgestellt? «Es gibt ernste Zweifel», meinte der junge Autor. Und prophezeite bei einer Pandemie «Schockstarre statt Durchgreifen». Trotz seiner grossartigen Punktlandung wird niemand über Simon John sagen: «Er kann Corona.» Dafür sagt Alain Berset am Schweizer Fernsehen, vor allem über sich selber: «Wir können Corona.» Sein Können kostet uns jetzt 100 Milliarden. Und Zehntausende von Arbeitsplätzen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Der neue «Schneewittchensarg»

Von Peter Bodenmann — Der Volvo 1800 war ein schwedisches Automärchen. Schön, aber im Gegensatz zu allen anderen Volvos leider unsicher.



Die Corona-Politik der schwedischen Sozialdemokraten: Kein Nutzen, aber ebenfalls zu viele Tote.

In der Corona-Krise erfand der Bundesrat seine Kommunikation neu. Jede Woche fanden Pressekonzferenzen statt. Meistens mit Bundesräten, immer aber mit Chefbeamten. Es war das Verfertigen der Politik im öffentlichen Raum. Zehntausende schauten sich die Auftritte an. Geduldig wurden alle Fragen der Medien beantwortet. Schade nur, dass es den meisten Fragenden am notwendigen Biss fehlte. Denn fast alle hoffen früher oder später auf einen Job beim Bund.

**Demobilisierung:** Keine Armee kann – Amherd *dixit* – schneller mobilisieren als die angeblich beste Armee der Welt. Als sich herausstellte, dass es die Armee gar nicht brauchte, klappte das mit dem Demobilisieren hinten und vorne nicht. Wieso?

**Flaschen leer:** Die Schweiz hatte immer pro Kopf der Bevölkerung einen Liter Ethanol gebunkert. Bis Parmelin das Desinfektionslager rechtswidrig auflöste. Warum? Kein Mensch weiss es, will es wissen.

**Ausgekocht:** Niemand hatte schweizweit genügend Masken, Schutzanzüge und Beatmungsgeräte an Lager. Offen zugeben wollte dies niemand.

**Selber nix machen:** Das Parlament hätte jede Woche tagen und mit eigenen Notverordnungen den Bundesrat in den Senkel stellen können. Fehlanzeige. Ständeratspräsident Hans Stöckli freute sich über die parlamentarische Selbstkastration.

**Selber untersuchen:** Bundeskanzler Walter Thurnherr hat vom Bundesrat den Auftrag er-

halten, eine Manöverkritik in eigener Sache zu starten. Das Gleiche will die Geschäftsprüfungskommission machen.

Alles kein Grund zur Aufregung. Die Fallzahlen des Coronavirus sind im Keller. Alles ohne SVP-Maskenterror. Der Bundesrat geht als Sieger über die Ziellinie. Berset wagte gar eine freche Lippe: «Wir können Corona.» Lange Zeit glaubten viele an das alternative sozialdemokratische Schweden-Märchen: Ein Lockdown sei weder notwendig noch sinnvoll. Es reiche, an die Vernunft der Bevölkerung zu appellieren. Und schon laufe alles weit besser.

**Nix Herdenimmunität:** In Stockholm sind nur knapp 8 Prozent der Menschen dank Antiviren vielleicht immun. Es müssten achtmal mehr sein, wenn das Konzept funktionieren sollte.

**Doppelt so viele Tote:** Pro Million Einwohner zählt man bisher in Schweden doppelt so viele Tote wie in der Schweiz.

**Grenzen zu:** Am 15. Juni gehen die Grenzen der Schweiz zu Frankreich, Deutschland und Österreich wieder auf. Die vorsichtigen Nachbarn der Schweden haben schwere Bedenken gegen Grenzöffnungen.

**Wirtschaftlich gleich schlecht:** Hat sich der Husarenritt der schwedischen Sozialdemokraten wenigstens wirtschaftlich gerechnet? Nicht einmal das. Die Rezession wird härter ausfallen als in der Schweiz.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



## Service fédéral

Von Kurt W. Zimmermann — Eine Bilanz nach drei Monaten:  
Ist das Schweizer Fernsehen zum Staatsfernsehen geworden?

Langsam kehrt die Normalität zurück. Die Publikumszahlen der «Tagesschau» sinken wieder, teils schon gegen 700 000.

Man kann also die Bilanz von drei ausserordentlichen TV-Monaten ziehen. Die «Tagesschau» erreichte regelmässig mehr als eine Million Zuschauer. Die «Arena» handelte dreizehn Mal in Folge das Thema Corona ab.

Die Bilanz ist interessant, weil sich in der Berichterstattung zur Pandemie, wie nie zuvor, publizistische, ideologische und politische Aspekte permanent vermischten. Viele TV-Journalisten sahen sich weniger im Dienst ihres Senders als vielmehr im Dienste des Volkswohls und der Nation.

Oder auf den Punkt gefragt: Wurde SRF durch Corona zum Staatsfernsehen?

Ein Staatssender, etwa in Russland oder der Türkei, ist zuerst dadurch definiert, dass er politische Fragen an der Person des Staatslenkers festmacht. Man nennt es Personenkult.

In diesem Punkt lieferte das Schweizer Fernsehen eine merkwürdig identische Darbietung ab. Alain Berset, der starke Mann im Bundesrat, wurde am Bildschirm mit einem glorifizierten Personenkult bekränzt, den es so im hiesigen Journalismus bisher nie gegeben hat.

Berset im Morgeninterview, Berset im Abendstudio, Berset in der Alterssiedlung, Berset mit Kirchenvertretern, Berset in Graubünden, Berset im Pflegeheim, Berset im Tessin, Berset als Hobbymusiker. «Der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort», betitelte SRF ein Berset-Porträt, und «10 vor 10» liess einen Berset-Song komponieren.

Sagen wir mal so: Selbst Putin und Erdogan hätten sich bei ihrem Staatsfernsehen für solche Huldigung speziell bedankt.

Das zweite Merkmal eines Staatssenders ist es, die offizielle Version an Information zu übernehmen. Dieses Kriterium erfüllte die «Tagesschau» in hohem Masse. Sie wurde weitgehend zum Verlautbarungsorgan der Exekutive und liess abweichende Positionen nur am Rande zu. Erhärtet wurde dieser Eindruck eines Regierungskanals durch die Live-Übertragungen der bundesrätlichen Medienauftritte. Sie gingen, auch dies wie in Russland oder der Türkei, völlig kommentarlos und kritiklos über den Sender.

«Stenografen der Macht», nannte denn die NZZ spöttisch die publizistische Achtungstellung im Leutschenbach.

Der Bundesrat tat ein Übriges, um das Bild einer willfährigen TV-Anstalt zu verstärken.



*Glorifizierter Personenkult:* Bundesrat Berset.

Mitten in der Corona-Krise im April erhöhte er ohne Not das Budget der SRG um 50 Millionen Franken und verriet so seine früheren Sparvorgaben. Es war für die TV-Redaktionen ein eher kompromittierendes Signal. Was anderes als eine Danksagung für ihre PR-Dienste konnten die plötzlichen Millionen sonst sein?

### Noch drei Buchstaben fehlen

Dennoch, man muss fairerweise differenzieren. Vor allem die «Arena» und die «Rundschau» stellten die journalistische Ehre des Fernsehens ein gutes Stück weit wieder her. Schon früh wurde hier der rigorose Shutdown kritisch hinterfragt, und die warnenden Stimmen aus der abgewürgten Wirtschaft bekamen ihre Auftritte. Es war Service public, wie man ihn erwartet.

Service public ist dazu da, der Öffentlichkeit ein breites und kontroverses Meinungsspektrum anzubieten, der Politik auf die Finger zu schauen und die gesellschaftliche Debatte zu erwärmen, statt sie abzukühlen. So gesehen, ist die Bilanz des Fernsehens in den letzten drei Monaten mangelhaft. Es bot allzu oft nicht Service public, sondern Service fédéral.

Ist das Schweizer TV also zum Staatsfernsehen geworden? Ganz so weit kann man nicht gehen.

Nennen wir es Staatsnahfernsehen. Noch drei Buchstaben fehlen bis zum Notfall.

## Israel zuerst

Von Henryk M. Broder —  
Teil der Staatsräson.

Wie Sie vermutlich wissen, ist die Sicherheit Israels Teil der «deutschen Staatsräson». Darüber, was das konkret bedeutet, kann man nur spekulieren. Alle, die es mit Israel gut meinen, hoffen freilich, der Tag möge nie eintreten, an dem Israel auf Hilfe aus Deutschland angewiesen wäre.



Unbestritten ist, dass Israel – gerade so gross wie das Bundesland Hessen – eine überproportionale Aufmerksamkeit zuteilwird. Letzten Sonntag eröffnete die «Tagesschau» ihre Zwanzig-Uhr-Ausgabe mit der Nachricht, in Jerusalem habe der Prozess gegen den israelischen Ministerpräsidenten begonnen, dem die Anklage Betrug, Untreue und Bestechlichkeit vorwerfe. Mit Netanjahu stehe zum ersten Mal ein amtierender Regierungschef vor Gericht. Bei einer Verurteilung drohten ihm «bis zu zehn Jahre» Haft. Was ihm im Fall eines Freispruchs drohen könnte – möglicherweise ein Urlaub mit seiner Frau Sara in einem Hotel am Toten Meer –, blieb ungesagt, womit suggeriert wurde, eine Verurteilung sei viel wahrscheinlicher als ein Freispruch.

Man könnte die Geschichte auch anders erzählen. Es kommt in der Tat nicht oft vor, dass ein amtierender Regierungschef sich einem Verfahren wegen «Korruption» stellen muss. Weder in den arabischen Staaten im Nahen und Mittleren Osten noch in Europa, wo man das Wort «Korruption» ungern in den Mund nimmt und lieber von «vertrauensfördernden Massnahmen» erzählt.

So betrachtet, spricht es für Israel, dass die Justiz den Ministerpräsidenten ins Visier nimmt, egal, wie der Prozess ausgeht. Der Kollege im Tel Aviver Studio der «Tagesschau» meinte allerdings, mit seinem «Frontalangriff auf die Justiz» gehe Netanjahu das Risiko ein, «einen wichtigen Pfeiler des Staates zu beschädigen, dem er selbst als Premier vorsteht», er setze «das Vertrauen in den Rechtsstaat aufs Spiel und auch den Zusammenhalt in der Gesellschaft».

Dem Bericht aus Tel Aviv folgte einer aus Hongkong, wo Tausende von Menschen gegen ein von China geplantes «Sicherheitsgesetz» in der «Sonderverwaltungszone» demonstrierten: «Die Polizei setzte Wasserwerfer und Tränengas ein. Es gab zahlreiche Festnahmen.» Der Reporter enthielt sich jeder Wertung. Denn Demokratie in Hongkong ist kein Teil der deutschen Staatsräson.

## Leserbriefe

### «An diesem planlosen Desaster haben wir noch Jahre zu nagen.»

Konrad Rüegg

#### Bundesrat-Bashing sollte ein Ende haben

Nr. 21 – «Berüchtigte Berner Shutdown-Gang»; Kurt W. Zimmermann über den Bundesrat

Angesichts der Mannigfaltigkeit von Lösungsvorschlägen, mit welcher sich Politikerinnen und Politiker in dieser Zeit brüsten wollen, wäre es vermutlich suboptimal gewesen, hätte der Bundesrat vor der Inkraftsetzung der «ausserordentlichen Lage» vorgängig auch noch das Parlament konsultiert. Lösungen wären wohl heute noch nicht gefunden – und wenn doch, dann sicherlich nicht die, die helfen, diese Gesundheitskrise einzudämmen. Ich bin sicherlich keine Linke, aber irgendwann sollte das Bundesrats-Bashing schon ein Ende haben – auch in der *Weltwoche*!

Stephanie Pulfer, Bern

Ja, der Bundesrat hat uns, dem Volk, den Gewerbetreibenden, Wirten, Ladenbesitzern, Coiffeuren et cetera, einen Milliarden Schaden hinterlassen mit seinen übertriebenen und ängstlichen Zwangsmassnahmen. An diesem planlosen Desaster haben wir (die Kleinverdiener) noch Jahre zu nagen. Ich bin nach wie vor überzeugt vom mutigen und fortschrittlichen Schweden-Vorgehen. Vor allem mehr Eigenverantwortung statt der ständig zunehmenden staatlichen Bevormundung.

Konrad Rüegg, Ebnat-Kappel SG

#### Als ich zwanzig war ...

Nr. 20 – Gute Laune mit Mark Twain

Ich erinnere mich noch an einen Mark Twain zugeschriebenen Ausspruch: «Als ich zwanzig war, war mein Vater ein unmöglicher Kerl. Es ist unglaublich, wie er sich in letzter Zeit gemacht hat.»

Hansmartin Bächler, per E-Mail

#### Eigentum verpflichtet

Nr. 21 – «Schimpansen, die Politik machen»; Thomas Knecht über die Evolutionspsychologie

«Warum wählen wir linke oder rechte Parteien?», fragt Thomas Knecht. Der Zielkonflikt «Links oder rechts, was ist besser?» setzt sich fort bei den Menschenrechten mit dem Zielkonflikt zwischen dem Recht auf Lebensunterhalt (Nahrung, Wohnen etc.) und dem Recht auf Eigentum. Der ungelöste Zielkonflikt ist letztlich Ursache der aktuellen Probleme. Das Recht auf Lebensunterhalt einer zu stark wachsenden Menschheit führt zu Problemen, charakterisierbar mit dem Stichwort «Tragik der Allmend». Das Gegenmittel wäre



#### «Ängstliche Zwangsmassnahmen».

das Recht auf Eigentum oder staatliche Massnahmen. Dies als Mittel, das Plündern begrenzter Ressourcen zu verhindern. Dabei gilt: Eigentum verpflichtet. Dies auch, weil die Kumulation von Eigentum durch den Fortschritt befördert wird (Stichworte: Konditionierung und «The winner takes it all»). Transferleistungen sind daher gerechtfertigt, müssen aber mit Auflagen verbunden sein, insbesondere mit der Forderung nach demografischer Verantwortung.

Gernot Gwehenberger, Dornach

#### Bill-Gates-Impfung

Nr. 21 – Der gute Mann von Seattle; Steve Forbes über Bill Gates

Bill Gates will also laut Steve Forbes mit seiner Impfung die «Schreckensherrschaft von Covid-19» beenden, und wir sollen ihm dafür dankbar sein. Abgesehen davon, dass immer mehr erfahrene Mediziner die Gefährlichkeit von Covid-19 der Gefährlichkeit einer durchschnittlichen Grippe gleichsetzen, bestehen doch berechtigte Zweifel an der Ungefährlichkeit einer Impfung von Bill Gates. Dieser will nämlich auch die Überbevölkerung mit seinen Impfungen angehen, wie er zum Beispiel schon vor zehn Jahren an der TED-2010-Konferenz in Long Beach erklärt hat. Als gewöhnlicher Bürger nimmt man nicht an, dass er sich selber als überzähligen Menschen sieht, sondern doch viel eher die anderen. Und angesichts der Tatsache, dass der Bundesrat mit dem Epidemienengesetz von 2012 Zwangs-

impfungen verordnen kann, ist der Widerstand gegen eine Bill-Gates-Impfung nicht «absurd», wie Forbes meint, sondern nachvollziehbar.

Eva Abt, Bellinzona

#### Schaffung von Verbindlichkeit

Nr. 20 – «Die Methode Sommaruga»; Rudolf Strahm über die Bundespräsidentin

Herr Strahm hat sämtliche Register gezogen für seine Hymne an die Bundespräsidentin. Und uns eine Einsicht beschert: Ihre grosse Kunst besteht in der Schaffung von Verbindlichkeit. Wie zum Beispiel, dass vom Bundesrat die Zustimmung zum Rahmenabkommen erfolgt, falls Frau von der Leyen Druckversuche der EU auf die Schweiz bis zur Abstimmung einstellt.

Knut Bannier, Kaiseraugst

#### Auf verlorenem Posten

Nr. 20 – «Übermacht»; Editorial von Roger Köppel

Ein guter Artikel. Menschen mit Kindern können das Ganze auf Familienebene nachvollziehen. Hat der Nachwuchs einmal seine Macht durchgesetzt, sind die Eltern auf verlorenem Posten. Es ist in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik nicht anders. Ausserdem haben Geld und Macht die schlechte Angewohnheit, nie zu genügen. Die Korruption käme dann noch dazu. Es «mönschelet» halt überall. Allerdings sind wir persönlich nicht schuld, müssen aber seit der «Apfel-Affäre» Busse tun. Damit ist doch alles klar, oder vielleicht doch nicht?

Mark Gasche, Kirchberg

#### Humor vom Besseren

Zur Kolumne «Unten durch» von Linus Reichlin

Ich schreibe eigentlich nie Leserbriefe und lese sie auch nur selten. Jetzt möchte ich aber ein Dankeschön an Linus Reichlin aussprechen. Seine Geschichten bringen mich oft zu einem herzhaften Lachen. Humor vom Besseren. Heutzutage eher selten. Kompliment. Ich freue mich immer darauf und werde selten enttäuscht.

Thomas Famos, Meilen

#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Über nicht publizierte Leserbriefe kann keine Korrespondenz geführt werden.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



## ELITE: IHR WOHLBEFINDEN LIEGT UNS AM HERZEN

Anlässlich unseres 125-jährigen Jubiläums ist es spannend, eine kleine Retrospektive zu machen. Heute ist Elite mit seiner traditionellen Herstellungsmethode Vorreiter für eine hochqualitative, handgefertigte Schweizer Bettenproduktion.

Elite ist seiner Produktionsweise treu geblieben und verfolgt von Anfang an die gleiche Philosophie der Verantwortung und des Engagements. Sie verwenden so weit wie möglich lokale Naturmaterialien, wählt Hersteller und Lieferanten sorgfältig aus und vermeidet gesundheits- und umweltschädliche Produkte. Elite garantiert für Qualität, Komfort und lange Lebensdauer, indem sie Reparaturen und Wartungsleistungen zur Werterhaltung ihrer Produkte anbieten.

Elite profitiert vom Label **Swiss Made** aufgrund der lokalen Produktion und der Auswahl edler und regionaler natürlicher Rohstoffe, frei von Giftstoffen. Diese Wahl ist Teil einer Strategie einer vollständigen Kontrolle der Wertschöpfungskette.

### Unser Firmenwert – der Respekt

Klimawandel, Verlust der biologischen Vielfalt, aufgebrauchte natürliche Ressourcen: Die Umwelt-

auswirkungen beeinflusst unsere Gesundheit und unsere Lebensumstände. In den Köpfen der Verbraucher wächst hingegen ein ökologisches Bewusstsein und ermutigt sie, ein verantwortungsbewusstes Konsumverhalten anzunehmen.



Wir sind der nachhaltigen Entwicklung sehr verpflichtet und erhielten 2011 und erneut 2016 das **EU Ecolabel** für alle unsere Matratzen. Dieses anspruchsvolle Umweltzertifikat basiert auf dem Prinzip eines *«umfassenden Ansatzes, der den Lebenszyklus des Produkts von der Rohstoffgewinnung, Herstellung, Verteilung und Verwendung bis zum Recycling oder zur Entsorgung nach dem Gebrauch berücksichtigt»*.

### Bei Elite geht nichts verloren

Elite setzt sich für das Recycling ihrer Matratzen ein, durch die Weitergabe an Wohltätigkeitsorganisationen, die Verwendung bestimmter Füllungen für Isoliermaterialien, selbst die Verbrennung dient

zur Stromerzeugung. Für ein Engagement ist es nie zu spät. Sich für Elite entscheiden, heisst als Verbraucher Verantwortung zu übernehmen, indem Sie sich für nachhaltige und qualitativ hochwertige Produkte entscheiden, welche Ihre Gesundheit, Ihr Wohlbefinden unterstützen und gleichzeitig die Umwelt respektieren.

### Guter Schlaf muss kein Traum bleiben

Vertrauen Sie auf die Kompetenz von Elite rund um guten Schlaf. Gerne nehmen sich unsere Spezialisten und Schlafberater Zeit, um Ihre Fragen zu beantworten und Sie bei der Wahl eines auf Sie zugeschnittenen Bettensystems zu unterstützen – unabhängig von Ihrem Gewicht, Ihren persönlichen Bedürfnissen oder Ihrem Budget. Elite hat in jedem Fall die passende Lösung für Sie.

Für weitere Informationen wenden Sie sich an unsere Schlafberaterinnen und Berater vor Ort.

#### ELITE GALLERY ZÜRICH

Talstrasse 72, 8001 Zürich

043 321 72 21 | zurich@elitebeds.ch

#### ELITE GALLERY RIEHEN

Baselstrasse 70, 4125 Riehen

061 643 76 10 | riehen@elitebeds.ch

#### ELITE GALLERY LUZERN

Hirschengraben 33, 6003 Luzern

041 241 00 37 | luzern@elitebeds.ch

#### ELITE GALLERY GSTAAD

Untergstaadstrasse 16, 3780 Gstaad

033 748 80 09 | gstaad@elitebeds.ch

[WWW.ELITEBEDS.CH](http://WWW.ELITEBEDS.CH)

**Elite** 

HANDGEFERTIGTE SCHLAFKULTUR



# Der entspannte Mensch von Kingston

Usain Bolt ist der schnellste Mann der Weltgeschichte.

Seit er vor drei Jahren zurücktrat, ist er auch als Unternehmer tätig.

Wie schlägt er sich? Wir haben ihn in der Karibik besucht. Von Mark van Huisseling

Der schnellste Mensch der Welt ist nicht der beste Tänzer. Weshalb sollte er das sein? Bloss weil er Jamaikaner ist und darum möglicherweise den Rhythmus im Blut hat? Oder weil man von Ausnahmereisungen auf einem Gebiet erwartet, sie seien in anderen Dingen ebenfalls ausserordentlich talentiert – wenn einer ein Übermensch war auf der Rennbahn, könnte er auch Supermann auf der Tanzfläche sein. Oder in Geschäftsangelegenheiten. Oder sonst irgendwo.

Das wäre eine komische Logik, nicht wahr? Doch egal, wie unhaltbar sie sein mag, sie beschreibt zu einem Teil die Lage, in der sich der ehemalige Athlet befindet. Sie ist seine Lebensrealität. Und abgesehen davon: Ein wirklich schlechter Tänzer ist er nicht. Das konnte man an einem Dezemberabend vergangenen Jahres im «Eden Rock» auf Saint-Barthélemy beobachten. Denkbar, dass er sich auch seiner Freundin Kasi Bennett zuliebe, die ein wenig aussieht wie die jamaikanische Ausgabe von Kim Kardashian und zirka 35 Zentimeter kleiner ist als er, aufs Tanzen eingelassen hat. Doch er hatte ebenfalls Spass, so sah es aus.

Richtig gelesen, das fand statt in grauer Vorzeit, vor einem halben Jahr also, als man noch reisen konnte. Und wie. Für ihn und sein Gefolge war's bloss ein Katzensprung von der grossen Antilleninsel Jamaika. Für den Schweizer dagegen führte der Weg über Miami nach San Juan in Puerto Rico, von wo es in einer Pilatus PC-12 der Tradewind Aviation nach St. Barth, der kleinen Antilleninsel, weiterging.

## 19,19 Sekunden

«Grösster Leichtathlet der Geschichte», «bester Sprinter aller Zeiten», «bestbezahlter Sportler in der Geschichte der Leichtathletik» (Forbes.com). Die Leistungen von Usain St. Leo Bolt, geboren am 21. August 1986 in Sherwood Content, lassen sich einzig mit Superlativen beschreiben. 100 Meter in 9,58 und 200 Meter in 19,19 Sekunden. Das sind zusammen nicht einmal dreissig Sekunden. Doch auf diese kann sein Leben verdichtet werden. Sein öffentliches Leben zumindest. Was sein privates Leben angeht, ist es komplizierter und dauert etwas länger.

Am 16. August 2009 lief er an den Leichtathletik-Weltmeisterschaften im Berliner Olympiastadion die 100 Meter in 9,58 Sekunden. Der Weltrekord gilt noch immer. Vier Tage später gewann er auch das Rennen über

200 Meter, in einer Zeit von 19,19 Sekunden. Diese wurde seither ebenfalls nicht mehr erreicht oder unterboten. Knapp acht Jahre später, am 12. August 2017, beendete er seine sportliche Karriere.

Von nun an ging's bergab, könnte man schreiben. Was aber unfair wäre – wie sollte es nach acht Siegen an Olympischen Spielen, elf ersten Plätzen an Weltmeisterschaften plus den erwähnten Weltrekorden denn aufwärtsgehen? Dennoch darf man, streng urteilend, zum Schluss kommen, Bolt habe seit dem 4 x 100-Meter-Rennen der WM 2017, bei dem er sich an der Kniesehne verletzte und von Staffel-Mitgliedern ins Ziel getragen werden musste, nicht die besten Entscheide gefällt, was Auftritte vor Publikum angeht.

Fussball wollte er schon immer spielen, sagte er, am liebsten für Manchester United. Im Frühjahr 2018 trainierte er öffentlich mit den Spielern von Borussia Dortmund; er schoss dabei sogar Tore, eines mit dem Kopf, eines vom Penalty-Punkt aus. Im Sommer hiess es dann, er verhandle mit den Verantwortlichen des in der australischen A-League spielenden Fussballvereins Central Coast Mariners über die

---

## «Ich verkehre mit den gleichen Leuten, seit ich zwanzig Jahre alt bin.»

---

Aufnahme in die Mannschaft. Wenige Monate später gab er im amerikanischen Sender ESPN seinen Rücktritt bekannt: «Es hat Spass gemacht, solange es gedauert hat.» Mit anderen Worten: «Bolts Karriere ist vorbei – bevor sie begann» (*Bund*). Es folgte der nächste Schritt und vorläufige Tiefpunkt – ein Rennen gegen ein Tuk-Tuk, eine dreirädrige Autorikscha. Auf Blick.ch wurde das Rennen als «Peinliche Promo-Show» beschrieben. «Pausenc clown» war das Urteil über respektive die Bezeichnung für Bolt in der *NZZ am Sonntag*.

## Bolts kleine Königin

«Was hält dich zurzeit beschäftigt?» – Sportler, auch ehemalige, darf man duzen, wenn man sie befragt, egal, ob man sich schon kennt oder ihnen zum ersten Mal begegnet wie in diesem Fall. Das Treffen war organisiert von Hublot, deren Markenbotschafter er ist. Im «Eden Rock» wurde ein Uhrenmodell in limitierter Auflage zu Ehren des nach einem Sturm renovierten und wiedereröffneten Hotels präsen-

tiert; die Manufaktur kam für meine Reisekosten auf. «Ich bin immer noch ziemlich busy: Ich bin Botschafter für Marken und Mitgründer einer Elektro-Scooter-Marke namens Bolt Scooters in Amerika. Und Partner einer Firma, die orthopädische Schuheinlagen herstellt. Darüber hinaus mache ich viel für den guten Zweck. Das sind Dinge, die mich dieser Tage beschäftigt halten.» In der Zwischenzeit ist er zudem Vater geworden, zum ersten Mal – am 18. Mai bestätigte Andrew Holness, Jamaikas Premierminister, die Geburt von Bolts Tochter. Gut möglich, dass ihn neuerdings auch die «kleine Königin» (Bolt über das Mädchen, dessen Name bei Redaktionsschluss noch nicht mitgeteilt worden war) beschäftigt hält.

## Maradona, Tyson, Becker

Die andere gute Nachricht: Er verdiente 2012 schätzungsweise 20,3 Millionen Dollar durch Preisgelder, Boni, Honorare für Auftritte und von Sponsoren (Quelle: Forbes.com). Was damals für Platz 63 auf der Liste der bestbezahlten Athleten reichte. Nehmen wir an, und hoffen wir, dass er danach ein paar weitere finanziell starke Jahre hatte – so scheint ein Gesamtverdienst von zwischen 50 und 100 Millionen wirklichkeitsnah. Vor Steuern zwar, dennoch bleibt ein hohes Vermögen, falls man einigermaßen haushälterisch damit umgeht.

Einen Teil habe er in Liegenschaften investiert, und zwar in Kingston auf Jamaika, sagte er mir. Bei Global Property Guide, einer Website über Immobilienpreisentwicklungen, steht, das Land sei seit 2018 wieder auf der Landkarte von Investoren. Die Kriminalität bleibe zwar ein Problem, doch die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen hätten sich verbessert. Er habe Bürogebäude gekauft, in denen Call-Center langfristig eingemietet seien, und sei zufrieden mit der Investition. Was er von seinem Scooter-Business wohl nicht behaupten kann. Bei Gizmodo, einer Website, die Technologie-Unternehmen beurteilt, war im Januar dieses Jahres zu lesen, dass Bolt Scooters in seinem wichtigsten Markt, Florida, die Menge der Fahrzeuge verkleinere. Scooter-Unternehmen kämpfen mit hohen Anfangsinvestitionen und stossen auf weniger Nachfrage als erwartet. Bolt respektive Bolt Scooters wollte dazu keine Angaben machen.

Klar, Geld ist nicht alles. Auch nicht im Leben eines ehemaligen Sportstars. Doch ist es für viele Ex-Athleten eine Herausforderung, ihren



«Ich langweile mich nicht so rasch»: Ex-Sprinter Bolt.

Platz in der Gesellschaft und im Geschäftsalltag zu finden, nachdem die Zeiten vorbei sind, in denen sich alles um *citius, altius, fortius* – sinn­gemäss übersetzt höher, schneller, weiter – drehte. Obwohl die Leistungen, die die besten Berufssportler erbringen müssen, gross und mit Entbehrungen verbunden sind, war es für die meisten rückblickend eine unschuldige oder zumindest einfachere Zeit, in der der Schnellere oder Stärkere der Bessere war. Die Liste ehemaliger Superathleten, die Mühe mit dem Wechsel vom Sportler- ins «Zivilisten»-

Leben hatten, ist lang. Darauf stehen Diego Maradona, Mike Tyson, Boris Becker.

Gehört Bolt in diese Reihe? Es ist noch zu früh, zu einem endgültigen Schluss zu kommen. Was dafür spricht, dass er im Leben nach der Rennstrecke angekommen ist: «Ich ver­kehre mit den gleichen Leuten, seit ich zwanzig Jahre alt bin.» Er habe einen Kreis von Vertrauten um sich herum, die ihn schützten, sagt er. Sie würden ihn beraten, zu ihm schauen und seien für ihn schon da gewesen, bevor er berühmt, erfolgreich und reich war. Er könne

sich auf sie verlassen, sie alle wollten nur sein Bestes, in privaten wie in geschäftlichen Angelegenheiten.

Das ist die Theorie. Die Praxis: «Ich konnte vieles, was man mir riet, nicht annehmen», gibt Bolt zu. Er verärgerte verschiedentlich Trainer und Sponsoren, wenn er während Trainingsblöcken abends ausging, um zu feiern. Das sei halt Teil von dem, was ihn aus­mache, sagte er jeweils. Und es kam ihm dabei zugute, dass er in der Regel Leistung erbringen konnte, wenn diese gefragt war. Was das Business angehe, sei er übrigens weniger schwer beratbar, sagt er weiter.

### Freundin upgegradet

Jetzt trainiert er nicht mehr. Was für ihn einen Gewinn an Lebensqualität darstelle. Die einzige Schattenseite: Es sei schwierig, fit zu bleiben ohne Training. Er esse gerne und viel. Und nicht die gesündesten Speisen. «Ich muss dringend wieder in Form kommen, Mann», sagt er und streicht sich während des Gesprächs über den (kaum vorhandenen) Bauch.

Seither ist einiges passiert in seinem Leben. Mit ihm in Verbindung zu treten, um Fragen nachzureichen, gelang nicht innert der zur Verfügung stehenden Zeit. Im Interview, das vor der Bekanntgabe der Schwangerschaft von Kasi Bennett stattfand, wollte er noch nicht sagen, ob er seine Freundin gelegentlich heiraten werde. Er machte bloss vage Aussagen, im Sinne von er sei bestimmt früher oder später bereit für eine Familie und so. Jedenfalls scheint die Beziehung es überstanden zu haben, dass er Kasi Bennett 2016 während der Olympischen Spiele in Rio de Janeiro mit einer Ortsansässigen – zuerst als «Studentin» beschrieben, später in «Freundin eines Gangsterbosses» upgegradet – betrogen hatte und die Story in der Folge um die Welt ging. Kasi Bennett ihrerseits trug auch nicht dazu bei, dass die Episode rasch in Vergessenheit geriet, sondern sagte in den sozialen Medien, Usain sei, im übertragenen Sinn, in den Aldi von Rio gegangen, obwohl er zu Hause in der Globus Delicatessa einkaufen könne.

«Planst du viel, hast du Ziele, die du in den kommenden fünf, zehn, zwanzig Jahren erreichen möchtest?», frage ich ihn. Nein, nicht besonders viel. Er lasse die Dinge eher auf sich zukommen, antwortet er, «I'm a chilled person, you know?» Ich bin ein entspannter Mensch. Er brauche nicht einen Kalender voller Einträge, um zufrieden zu sein, er langweile sich nicht so rasch.

Das ist etwas, was einem viele Männer erzählen. Weil es das Bild ist, das sie von sich selbst haben oder wenigstens verbreiten möchten. Wer will denn schon zugeben, er wüsste nicht recht, was tun ohne Arbeit, Aufgaben und festen Tagesablauf? Den meisten, die so was erzählen, glaubt man's nicht. Usain Bolt nehme ich es ab. ○

# Sodom und Corona

Zürich hat seine Bars und Cafés wieder. Das Strassenfieber steigt. Auf dem Sechseläutenplatz feiern Teenies, bis die Polizei kommt. An der Langstrasse ist es fast wie früher. *Von Roman Zeller*

Zürich, später Freitagnachmittag. Die Sonne scheint, das Wetter ist warm, es zieht die Leute ins Freie, raus auf die Strassen, zum Beispiel auf den Idaplatz im Kreis 3, der an eine italienische Piazza erinnert. Es ist Frühling, und das spürt man – Corona hin oder her.

Zwei Schlenker weiter mit dem Velo, und ich sehe eine lange Menschenglange quer über den Brupbacherplatz. Manche halten Abstand, andere weniger, bis sie endlich den Glacestand erreichen.

Ich biege links ab in Richtung Lochergut, wo es Eis im Glas gibt, in Würfelform, dazu Alkohol. Das lockt ebenso: Apéro-Durstige warten auf einen Platz an der Sonne.

Schliesslich lande ich am Helvetiaplatz, drinnen in einem Café, weil auch hier die Terrasse knallvoll ist. Freie Tische werden wie Mäuse von Raubvögeln umkreist und attackiert. Während ich Espresso trinke, beobachtete ich die Männer, die draussen einer Frau zusehen, wie sie barfuss tranceartig tanzt. Zürich leuchtet.

## Den Gästen gefällt's

Viel ist es nicht, was an diesem Abend an das Coronavirus erinnert. Gut, die Vierertische stehen etwas weiter auseinander als sonst. Aber die physische Distanz verkleinert sich schnell. Die Markierungen, die auf dem Boden kleben, interessieren praktisch niemanden. Die Flasche mit dem Desinfektionsmittel wird kaum eines Blickes gewürdigt.

Augenschein an der Langstrasse, gleich um die Ecke. In der Abenddämmerung werden letzte Mahlzeiten an Bedürftige verteilt. Eine junge Asiatin im Minirock langweilt sich mit einem reiferen Mann. Die Velofahrer preschen anarchisch von der einen auf die andere Strassenseite hinüber.

Mit der Zeit, so gegen acht, sind die Tische und Bänke besetzt. Die Abtrennwände erfüllen ihren antiviralen Zweck: Einmal sind es ausgebaute, alte Fensterscheiben, die Restaurantbesucher voneinander trennen, dann Schichten von Klarsichtfolie, die zwischen zwei Holzstäben aufgespannt sind. Oder milchige Vorhänge, die an eine Verrichtungsbox erinnern, was an der Langstrasse nicht ganz verkehrt ist.

Im italienischen Restaurant, wo ich einkehre, gibt es keine Trennwände. Die Tische stehen weit auseinander. Ich bin froh, einen Platz gefunden zu haben. Zuvor versuchte ich es an x anderen Orten ohne Erfolg.



Zürich leuchtet.

Die Kellnerin reicht mir zur Begrüssung die Hand. Als ich zögere, zuckt sie mit den Schultern. Bald rennt sie das Trottoir rauf und runter, von Tisch zu Tisch, die alle besetzt sind. Der Chef empfiehlt frischen Fisch, Fleisch, Marktgemüse, Weine, ohne eine Karte zu reichen. Den Gästen gefällt's.

Natürlich, erzählt die herzliche, aufmerksame Kellnerin nebenbei, laufe es für die Gastronomen nicht gleich wie vor der Pandemie. Das liege an den Auflagen: «Wir könnten mehr bieten, und unsere Gäste wollen mehr konsumieren, nur dürfen wir nicht – so ist es halt.»

Als die Nacht hereinbricht, dreht der Chef die italienische Musik lauter, als wolle er das Bedürfnis nach Mittelmeer und Dolcefarniente stillen.

Aufgetakelte Frauen und herausgeputzte Männer warten, bis sie einen Tisch zugewiesen bekommen. Die Yoga-Pants und Trainerhosen

aus dem Home-Office sind passé. Sehen und Gesehenwerden erlebt sein Comeback, nicht nur digital.

Vor der Szenebar an der nahen Kreuzung: knisternde Stimmung. Was geht ab und wo? Ein Polizeiauto rollt im Schritttempo durch das Quartier, nicht zum ersten Mal.

## Erdbeerduft im Fahrtwind

Ich schwinge mich aufs Velo und fahre die belebte Langstrasse hoch, vorbei am Plätzchen mit der «Piranha»-Bar, diesem Dreh- und Angelpunkt, wo man sich trifft, trinkt und dann irgendwann heimwärts- oder weitertorkelt. Es hat vielleicht etwas weniger Leute als üblich, trotzdem bilden sich Menschentrauben, wie man es aus der Zeit vor Corona kennt. Angeheiterte stehen zusammen, manche mehr als erlaubt, prosten sich mit Dosenbier zu, blasen Zigarettenrauch in den Abendhimmel.

## Ketzerische Gedanken eines Greises

Ich bin über achtzig – alt genug, Verantwortung zu übernehmen. Um mich zu schützen, braucht es keine Versammlungsverbote und Parkschiessungen. *Von Hanspeter Born*

Tagtäglich schauen wir die neusten Corona-Zahlen nach. Wir erfahren, wie viele Menschen neu angesteckt worden sind, wie viele man getestet hat, wie viele positiv und vielleicht immun sind, wie viele noch in den Intensivstationen liegen, wie viele genesen sind und manch andere aufschlussreiche Zahl. Die meiner Meinung nach wichtigste statistische Reihe wird vom Bundesamt für Gesundheit zwar à jour geführt, aber diskret unter dem Deckel gehalten. Es ist die Anzahl der an Corona oder Begleiterkrankungen mit Corona verstorbenen Toten nach Altersklassen.

In der Schweiz sind bis Dienstag dieser Woche 1645 Corona-Tote gezählt worden. Von diesen sind 44 unter siebzig Jahre alt gewesen, 1596 über siebzig Jahre alt. Keine einzige Person unter dreissig ist bisher bei uns an Covid-19 gestorben, und bloss neun, die unter fünfzig waren. Das sogenannte mediane Alter der Verstorbenen beträgt 84 Jahre. 97 Prozent der Toten litten an einer Vorerkrankung wie hohem Blutdruck, Herz-Kreislauf-Krankheiten, Diabetes.

Vergleicht man diese Zahlen mit jenen der Spanischen Grippe von 1918, zeigt sich, dass Covid-19 nicht eine noch nie dagewesene Pandemie ist. Der Spanischen Grippe fielen in der Schweiz 21 000 Menschen zum Opfer. Es starben vorwiegend Männer zwischen zwanzig und vierzig, also die besonders Leistungsfähigen im produktivsten Alter.

### Aber zu welchem Preis?

Regierungschefs von Donald Trump über Boris Johnson bis Simonetta Sommaruga haben uns die Corona-Epidemie in den düstersten Farben geschildert. Einen «unsichtbaren tödlichen Feind» gelte es zu bezwingen. Fast in jedem europäischen Land wurde ein Shutdown verhängt. Diese Massnahmen waren anfänglich sinnvoll, wusste man doch wenig über Virulenz und Verlauf der Epidemie. Inzwischen ist erwiesen, dass praktisch nur alte Leute mit Vorerkrankungen vor Covid-19 wirklich Angst haben müssen. Immerhin sind die Spitäler nicht, wie befürchtet, überfüllt.

Die drakonischen Massnahmen haben bisher ein einziges positives Ergebnis ge-

bracht: Sie verlängern die Lebensdauer der Greise zwischen siebzig und hundert um Monate, vielleicht Jahre. Schön. Aber zu welchem Preis? Arbeitslosigkeit, Firmenpleiten, mehr häusliche Gewalt und Selbstmorde, Schüler und Studenten, die weniger lernen als gewöhnlich und dies vielleicht später büssen werden. All dies wird in Kauf genommen, um die Lebensdauer von uns Alten zu verlängern. Ich habe das Privileg, dies sagen zu dürfen: Ich bin Jahrgang 1938.

### Es ist unsere Wahl

Als über Achtzigjähriger erlaube ich mir, unserem Bundesrat Ratschläge zu geben, die er hoffentlich bei Erscheinen dieses Blatts nicht mehr nötig haben wird. Er soll das Testen und Tracken weiterführen, wenn er will, aber Fabriken, Büros, öffentliche Institutionen, Ämter, Schwimmbäder und Parkanlagen öffnen – ohne jedwede Auflagen: keine Maskenpflicht, keine Beschränkung der Zahl von Leuten, die sich im Freien versammeln, keine Zwei-Meter-Distanzpflicht.

Eine japanische Studie behauptet, dass die Ansteckungsgefahr draussen 18-mal geringer sei als drinnen. Es leuchtet mir folglich nicht ein, wieso Wimbledon oder die Tour de France nicht im Juli stattfinden können und wieso die Fussball-EM auf 2021 verschoben wurde.

Junge Leute sollen sich bitte anstecken – ihre Symptome sind meist harmlos, oder sie haben überhaupt keine. Damit beschleunigen sie das Eintreten der Herdenimmunität. Bis wir einen wirksamen Impfstoff haben, ist Herdenimmunität das einzige Mittel, das die Seuche auf die Dauer eindämmt. Wie andere Epidemien verläuft die gegenwärtige in den Worten von Sunetra Gupta, Professorin für theoretische Epidemiologie an der Uni Oxford, «uhrwerk-mässig». Sie fängt bei null Uhr an, steigt, erreicht um 12 Uhr ihren Höhepunkt, geht zurück und läuft aus.

Was uns über Achtzigjährige betrifft, sind wir alt genug, um Verantwortung zu übernehmen. Überlasst es uns, ob wir hinausgehen oder unsere Enkel treffen wollen! Vielleicht ist die Epidemie noch nicht ganz vorbei. Dann werden wir angesteckt und sterben. Too bad. Es ist unsere Wahl.

Die Neugier treibt mich quer durch die Stadt, in Richtung Seepromenade. Auf der Höhe einer Bar, die Wasserpfeifen anbietet, mischen sich Kirsch- und Erdbeerdüfte in den Fahrtwind.

Beim Sechseläutenplatz riecht es nach Marihuana und Bier. Der Boden ist klebrig. Aus den Kübeln quillt Abfall. Scherben liegen herum.

Hier feiern Hunderte Jugendliche, trinken, schreien, rauchen, tanzen. Ihre elektronische Musik dröhnt wild durcheinander. Die einzelnen Gruppen duellieren sich mit portablen Lautsprechern. Teenie-Girls wackeln mit ihren Hintern – eines auf allen Vieren –, als wären sie Jennifer Lopez oder Beyoncé, wecken das Interesse der Jungs. Schnell werden die Abstände kleiner, die Gruppen grösser.

Plötzlich kurvt ein Polizeiwagen slalomartig durch die Party. Kurze Zeit später zieht die Patrouille wieder ab. Insgesamt siebzig Mal

### Schnell werden die Abstände kleiner, die Gruppen grösser.

habe die Polizei von Donnerstag bis Sonntag in Zürich ausrücken müssen, neunzehn Personen seien gebüsst worden, wie ein Polizeisprecher erklärt.

### Letzte Runde

Schnell neigt sich der Tag. Weil die Lokale nur bis Mitternacht geöffnet haben dürfen, will ich wissen, ob das Ende der Polizeistunde auch tatsächlich eingehalten wird.

«Sorry, aber du hättest reservieren müssen», belehrt mich der junge Kellner. Durchgehend, ab acht, seien all seine Tische belegt gewesen.

Ich habe Glück, ein Platz wird frei, und ich bestelle einen letzten Drink. Die Uhr zeigt noch nicht halb zwölf, da macht mich der Kellner auf die letzte Runde aufmerksam. Am Nebentisch sitzt ein Mann mit Filzhut. Als eine stark tätowierte Frau vorbeiläuft, springt er auf, umarmt sie, küsst sie mehrmals innig auf die Wange. Man kennt sich offenbar. Als sie ihm erzählt, dass sie Geburtstag hat, knutscht er sie nochmals ab.

Punkt Mitternacht wird aufgestuhlt, wie verordnet. Ich mache mich auf den Heimweg, der durch die Gassen des Niederdorfs führt, wo plötzlich alles schläft. Es ist totenstill, wie so oft in diesem Frühling. ○

# Diamanten wurden Stolpersteine

Eine deutsche Journalistin reicht gegen den 94-jährigen früheren französischen Staatspräsidenten Valéry Giscard d'Estaing Strafklage wegen sexueller Belästigung ein. Er soll ihr bei einem Fototermin die Hand auf Hüfte und Po gelegt haben. Von *Christophe Büchi*

Der frühere französische Staatspräsident Valéry Giscard d'Estaing, kurz VGE, galt lange als Wunderkind der französischen Politik. Er war frühreif und früh sehr erfolgreich. 1974 wurde er im Alter von 48 Jahren zum Staatspräsidenten gewählt; damit war er bis Emmanuel Macron der jüngste *président de la République* der Neuzeit. Er galt als hochintelligent und besass eine geschliffene Eloquenz, die selbst in der eloquenten französischen Politik ungewöhnlich ist. Er hatte jene lockere *aisance*, die den erfolgreichen Spross aus gutem Haus verrät. Und er war selbstbewusst und selbstverliebt in einem Mass, das einerseits fast schon lächerlich wirkt, andererseits aber auch Eindruck macht. Denn schliesslich sagt man sich: Wenn jemand eine so hohe Meinung von sich selbst hat, muss etwas daran sein.

## Erotische Streifzüge

VGE wirkte in seinen guten Zeiten auch als notorischer Grosswild- und Schürzenjäger. Er war gross (1,89 Meter), schlank und sportlich – eine eindruckliche Erscheinung, allerdings mit einer frühen Glatze, die er dadurch zu kaschieren suchte, dass er die noch real existierenden Haare kunstreich über den Schädel

## In einem Roman dichtete sich VGE eine Liebesgeschichte mit Lady Diana an.

frisieren liess. Dies schien aber seinen Erfolg bei den Frauen nicht zu mindern, denn gute Herkunft, Prestige und Selbstbewusstsein bilden einen Cocktail, dem nicht viele widerstehen. Und die Macht hat eine Verführungskraft, die auch durch eine frühe Glatze nicht beeinträchtigt wird. Unter den Trophäen, die VGE von seinen erotischen Streifzügen heimbrachte, sollen sich laut Gerüchten, die seit Jahrzehnten in *Tout-Paris* zirkulieren, bekannte Schauspielerinnen und Sängerinnen befunden haben wie auch eine der siebzehn beglaubigten Gemahlinnen des früheren zentralafrikanischen Kaisers Bokassa I. (und Letzten). Manchmal war aber der Wunsch der Vater des Gedankens. In einem Roman dichtete sich VGE eine Liebesgeschichte mit Lady Diana an. Als die angelsächsische Presse die Geschichte als *fake* bezeichnete und Spott über den libidinösen Schriftsteller ausgoss, liess dieser ausrichten, es handle sich um eine Fiktion.



### Eindruckliche Erscheinung:

Staatspräsident Giscard d'Estaing mit Kaiserin Farah Diba, 1976.

Nun wird der mittlerweile 94-jährige VGE von der 37-jährigen Journalistin Ann-Kathrin Stracke vom Westdeutschen Rundfunk (WDR) beschuldigt, sie im Dezember 2018 sexuell belästigt zu haben. Nach einem Interview zum 100. Geburtstag des verstorbenen Bundeskanzlers Helmut Schmidt, mit dem VGE eng befreundet war, soll der frühere Staatsprä-

sident sie beim anschliessenden Fototermin dreimal an Hüfte und Po betastet haben. Das Büro des Ex-Präsidenten erklärt, VGE kommentiere die Sache nicht. Ob die Strafklage, die neulich bei den Pariser Strafbehörden hinterlegt wurde, zu einem Verfahren führt, scheint unsicher. Trist ist die Affäre aber so oder so. Falls sich die Dinge nicht wie geschil-



dert abgespielt haben, ist VGE zu beklagen. Und wenn sie sich so abgespielt haben, dann kann man nur den Kopf schütteln: Wie konnte sich dieser elegante *grand bourgeois* benehmen wie ein vulgärer, besoffener Barbesucher spät nach Mitternacht?

### Grossbürger mit Adelsfimmel

Was auch immer aus dieser Causa wird, die Geschichte vom frühen Aufstieg und vom frühen Fall des VGE hat etwas Tragisches. Sein Leben gleicht einer unvollendeten Symphonie: zu rasant begonnen, zu rasch und zu abrupt an ein Ende gekommen. Alles ging wie in einem Zeitraffer. Und dann war es schon vorbei. Wie Ikarus wollte VGE hoch hinaus und stürzte ab mit verbrannten Schwingen.

VGE wurde 1926 im deutschen Koblenz geboren, wo sein Vater als Finanzinspektor bei der französischen Besatzungsarmee im Rheinland tätig war. Kurz darauf zog die Familie zurück in die Hauptstadt, ins elegante 8. Arrondissement beim Arc de Triomphe im Westen von Paris. Die Giscard d'Estaings waren Grossbürger mit einem Drang nach oben und einem aktenkundigen Adelsfimmel. 1922 hatten der Vater und der Onkel des späteren Staatspräsidenten das Recht erstritten, dem trivialen Namen Giscard den Zusatz «d'Estaing» anzufügen. Hierfür hatten sie einen diskutablen Stammbaum eingereicht, der sie auf den berühmten Admiral d'Estaing zurückführte; dieser hatte im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg auf Seiten der Kolonien gegen die Briten gekämpft. Das den Giscard verleihe Rechte wurde von Abkömmlingen des Admirals vor Gericht angefochten. Da diese aber nicht mehr den Namen «d'Estaing» trugen, wurde ihre Klage abgeschmettert.

Valéry wuchs mit seinen vier Geschwistern in einem begüterten Milieu auf. Er besuchte die besten Schulen in Paris. Der Vater wurde Chef eines Finanzinstituts, das mit den französischen Kolonien gute Geschäfte machte. Im Zweiten Weltkrieg stand Vater Edmond dem mit Deutschland kollaborierenden Vichy-Regime nahe. Bei der Befreiung von Paris engagierte sich sein Sohn Valéry aber in einer Résistance-Gruppe. Danach kämpfte VGE auf gaullistischer Seite in der 1. Armee von General de Lattre de Tassigny. Im April 1945 sass er im ersten Panzer, der in Koblenz einrollte. Einmal der Erste, immer der Erste.

Nach dem Weltkrieg absolvierte Valéry gleich zwei der grossen Eliteschulen, die in Frankreich den Weg nach ganz oben ebneten: die Ecole polytechnique und die Ecole nationale d'administration (ENA). Danach wurde er Finanzinspektor wie sein Vater. 1952 heiratete er die Aristokratin Anne-Aymone Sauvage de Brantes. 1956 liess er sich bei den Parlamentswahlen für die Auvergne in die Nationalversammlung wählen. Als VGE 1956 in der Assemblée nationale Einsitz nahm, war er

der zweitjüngste Abgeordnete. Jünger war nur ein gewisser Jean-Marie Le Pen.

Im Januar 1959 wurde der 32-jährige VGE Staatssekretär, vier Jahre später Finanz- und Wirtschaftsminister. Mit der nationalistischen und etatistischen Ideologie der gaullistischen Partei konnte der überzeugte Europäer wenig anfangen. Aber er hielt den Gaullisten die Stange und machte sich unentbehrlich. Nach dem Tod von Georges Pompidou 1974 wurde er in der Stichwahl gegen François Mitterrand zum Staatspräsidenten gewählt. Zum Premierminister ernannte er Jacques Chirac, wie er jung, grossgewachsen und ein ausgewiesener Womanizer. Aus der Komplizenschaft sollte aber bald Rivalität und schliesslich Hass werden.

VGE machte sich voller Reformeifer an die Arbeit und modernisierte den gaullistischen Staat. Er berief mehrere Frauen in die Regierung, unter anderem die Jugendrichterin

### Er gab sich als volksnaher Bürgerkönig, der im Pullover auftrat und Handorgel spielte.

Simone Veil, eine Auschwitz-Überlebende, die als Gesundheitsministerin unter immensen Anfeindungen die Entkriminalisierung der Abtreibung durchs Parlament brachte. Er liberalisierte die staatlich eingeschnürte Wirtschaft und lockerte die Preisbildung, setzte sich für die europäische Einigung sowie für die deutsch-französische Partnerschaft ein und ergriff die Initiative zur Gruppe der sieben (G7), einem informellen Zusammenschluss der bedeutendsten Industrienationen.

### Die Rache des Kaisers

VGE machte sich als Reformier an die Arbeit. Er gab sich als volksnaher Bürgerkönig, der im Pullover auftrat und Handorgel und Fussball spielte. Er wollte so sehr geliebt werden, wie er sich selber liebte. Aber dies gelang nicht: VGE wirkte immer ein bisschen wie der Landadlige, der sich einfache Kleider überzieht, um mit seinem Jagdaufseher zu reden. Seine Präsidentschaft, die sich so hoffnungsfroh angelassen hatte, wurde zum Rohrkrepiere. Nach dem Erdölchock von 1973/74 verfiel Frankreich in eine Stagflation, eine schlimme Mischung von wirtschaftlichem Stillstand, Inflation, Geldentwertung und Arbeitslosigkeit. Premierminister Chirac ging auf Distanz und wurde durch den Nationalökonom Raymond Barre abgelöst. Aber auch dies brachte keine Besserung.

Wie so oft in Frankreich kamen dann auch noch Affären hinzu. Als VGE den zentralafrikanischen «empereur» Bokassa I. fallenliess, rächte sich der Kaiser und alimentierte die französischen Medien mit kompromittierendem Material. Als aber der *Canard enchaîné* be-

richtete, dass VGE vom zentralafrikanischen Kaiser unter anderem Diamanten bekommen habe, war der Präsident nicht mehr zu retten. Die Diamanten verwandelten sich in Stolpersteine, die VGE schliesslich zu Fall brachten. Bei den Präsidentschaftswahlen 1981 wurde er erneut von Mitterrand herausgefordert und geschlagen. VGE musste gehen. Er war erst 55 Jahre alt. Doch für die Franzosen war er künftig nur noch der «Ex», der Ehemalige, der Gewesene.

### Memoiren und Romane

Zwar versuchte er noch mehrfach ein Comeback. Er begann die politische Ochsentour von vorne und liess sich in der Auvergne in den Regionalrat und wieder in die Nationalversammlung wählen. Aber eine Rückkehr zur politischen Macht blieb ihm verwehrt. Er schrieb Memoiren und Romane und wurde in die Académie française gewählt. Inzwischen ist er der älteste französische Staatspräsident. Man sieht ihn nicht mehr sehr oft. Bei der Totenfeier für Chirac im vergangenen September war er wie immer tadellos gekleidet, aber offenbar etwas schwerhörig. Als der Leichenzug in der Kirche auf sich warten liess, rief er laut: «Wann kommt er endlich?» Anwesende bemerkten ironisch, dies sei das erste Mal, dass der Ex ungeduldig nach Chirac verlangt habe. ○

## Pensionierung

### AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

### Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

### Hypothek

Soll ich amortisieren?

### Steuern

Wie kann ich sparen?

### Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:  
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](http://vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



Vermögenszentrum

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

# Lob der Fledermaus

Als vorbeiflatternder Schatten beflügelt sie unsere Phantasie. In Literatur und Film verbreitet sie oft eine unheimliche Stimmung. Jetzt soll sie uns die Corona-Seuche eingebracht haben. Einspruch! Die Fledermaus ist ein interessantes, sympathisches Mitgeschöpf. *Von Hans-Peter B. Stutz und Alex Rübel*

Die einen sind langhaarig-flauschig wie kleine Pelzkugeln, andere kurzhaarig-samtig mit seidigem Fell. Sie haben grosse Knopfaugen oder gucken mit listigen, kleinen Äuglein blinzelnd in die Welt, viele mit drolligen Stupsnasen, und einige schnüffeln spitznasig herum. Ihre riesigen Ohren können länger sein als ihr winziger Körper, der gerade mal einige wenige Zentimeter misst und nur ein paar Gramm auf die Waage bringt. Alle riechen angenehm, nach Springkraut, nach Liebstöckel bis hin zu Moschus.

Während wir Menschen einzelne Fledermausarten an ihrem typischen Geruch unterscheiden können, erkennen die feinen Fledermausnasen Artgenossen sogar individuell. Mit ihren kleinen Füsschen halten sie sich am Tag beim Kopfüberhängen dank einer Sehensperre stundenlang ohne Kraftaufwand fest. So in Ruhe verharrend, drosseln sie ihren Stoffwechsel auf Sparflamme, senken den Herzschlag, und die Körpertemperatur fällt auf Umgebungstemperatur ab. Sie sind Weltmeister im Energiesparen.

## Magische Verwandlung

Doch wenn es Nacht wird, passiert schlagartig die grosse Verwandlung. Arme und Finger strecken sich, spannen eindrucklich die Flughaut auf 25 oder gar 40 Zentimeter Weite auf, das Herz schlägt plötzlich mehr als tausendmal in der Minute und treibt die Körpertemperatur auf fast tödlich-gefährliche 40 Grad Celsius hoch. Der ganze Körper vibriert. Jetzt sind die Augen weitgeöffnet, die Ohren gespitzt, und der kräftige Brustmuskel versetzt die weitausgebreiteten Flügel mit einer Hochfrequenz von bis zu 15 Schlägen pro Sekunde in Schwingung, bis die Füsschen sich vom Untergrund lösen – die Fledermaus hebt ab zur nächtlichen Beutejagd.

Und dies tun gleichzeitig alle andern in derselben Kolonie. Während sie tagsüber dichtgedrängt auf einem Quadratmeter im Dachstock hängen, verteilen sie sich nun nachts über eine Fläche von mehr als 4000 Fussballfeldern zum grossen Fressen. Kein noch so leises Surren einer Mücke und kein Krabbelgeräusch eines Käfers entgehen ihnen, denn sie hören viermal besser als wir Menschen. Und mit Ultraschall-Peilrufen bei weitgeöffnetem Mund lokalisieren sie die Beute präzise und schnappen zu, alle vier Sekunden, wieder und wieder. Selbst eine winzige Zwergfledermaus erbeutet pro Nacht rund

*Weltmeister im Energie sparen.*



3000 Insekten. Alle Fledermäuse der Schweiz vertilgen zusammen jährlich Hunderte Tonnen von Insekten, darunter viele Schadinsekten – die Landwirtschaft müsste ihre Ausgaben für Pflanzenschutzmittel mindestens verdoppeln, um die Ernteerträge zu sichern, gäbe es die Fledermäuse nicht.

Auch die Forstwirtschaft profitiert enorm von ihnen, weil Fledermäuse im Wald die Populationsentwicklung von nachtaktiven Baumschädlingen tiefhalten. Wird eine Fledermauskolonie zerstört, etwa bei einer Gebäuderenovierung, einem Dachstockausbau

oder beim Fällen alter Bäume mit Baumhöhlen, so fehlen auf einen Schlag die nachtaktiven Insektenvernichter im ganzen Einzugsgebiet. Leider geschieht dies auch heute noch allzu oft. Und ganz grundsätzlich leiden die Fledermäuse unter der Zerstörung ihrer Lebensräume, der Ausräumung der Landschaft durch Zersiedelung oder intensive Agrarwirtschaft; aber auch Siedlungs- und Strassenlärm und die zunehmenden Lichtemissionen machen ihnen zu schaffen.

## Absolut ungefährlich

Gemäss der roten Liste ist bereits die Hälfte der dreissig einheimischen Fledermausarten bedroht. Ihre grosse Artenvielfalt ist jedoch ein wichtiger Bestandteil einer intakten Biodiversität, und diese wiederum ist Grundlage für unser aller Überleben. Darum hat der Bund in Zusammenarbeit mit den Kantonen vor über drei Jahrzehnten die Schweizerische Koordinationsstelle für Fledermausschutz ins Leben gerufen, welche von der Stiftung Fledermausschutz im Zoo Zürich betrieben wird.

Fachpersonen aus den Bereichen Biologie und Veterinärmedizin kümmern sich landesweit um den Schutz der Fledermäuse. Das ist auch darum wichtig, weil diesen kleinen Säugetieren viel zugeschrieben wird: vom Dracula-Kult über blutsaugende Vampire bis hin zu Batman und nun auch noch Corona, denn Sars-CoV-2, der Erreger der Covid-19-Pandemie, stammt wohl ursprünglich von einer chinesischen Fledermausart. Damit das Virus über einen Zwischenwirt auf den Menschen überspringen konnte, musste es aber mutieren.

Das Virologische Institut der Vetsuisse-Fakultät der Universität Zürich hat 2019 mehrere Tausend einheimische Fledermäuse auf Viren untersucht; Sars-CoV-2 wurde nicht gefunden. Grundsätzlich stellen unsere einheimischen Fledermäuse für uns keine Gefahr dar. Zusammen mit Fledermäusen unter einem Dach zu leben, ist also absolut ungefährlich, ja sogar bereichernd. Manch ein Pfarrer wünschte sich wohl in seiner Kirche unten ebenso viele Besucher wie Flattertiere oben im Estrich – und das nicht nur in Corona-Shutdown-Zeiten.

Dr. Hans-Peter B. Stutz ist ehemaliger Mitarbeiter des Zoos Zürich und Präsident der Stiftung Fledermausschutz im Zoo Zürich.

Dr. Alex Rübel ist Direktor des Zoos Zürich.

# Blaues Wunder

Der Youtuber Rezo war der Medien-Held der Vor-Corona-Zeit. Mit einem frechen Video zerzauste er die CDU. Renommierte Verlage überhäuften ihn mit Preisen, obschon die Halbwertszeit seiner Diagnosen eher kurz war. Während die CDU zulegt, ist es um Rezo erstaunlich still geworden. *Von Wolfgang Koydl*

Wenn schon eine Woche in der Politik eine lange Zeit ist, wie ist es dann mit einem ganzen Jahr? Vor allem, wenn auch noch eine Seuche auftaucht, die die letzten Gewissheiten auf den Kopf stellt. Der Mai 2019 wirkt denn auch im Rückblick wie eine paradiesische Zeit, in der man sich über Probleme erregte, die heute bestenfalls verwundertes Kopfschütteln auslösen: Greta Thunberg? Harry und Meghan werden Eltern? Europa wählt ein Parlament?

In diese vergleichsweise unschuldige Welt platzte in Deutschland ein Phänomen, das man bis zu diesem Zeitpunkt eher in der Alterskohorte zwischen 15 und 25 verortet hätte: Der blauhaarige Youtuber Rezo, der mit seinen Musik- und anderen Videos nur der Jugend aufgefallen war, wirbelte wie ein aus dem All hereingebatterter Alien plötzlich das etablierte politische Deutschland durcheinander. Auslöser war ein Video, das letztlich ein Wahlauftritt für die Grünen bei der Europawahl war, doch wegen des provokanten Titels die deutschen Eliten in Schnappatmung versetzte: «Die Zerstörung der CDU».

## «Ne fucking Menge»

Ganze 55 Minuten lang – weit jenseits der Aufmerksamkeitsspanne der Youtube-Gemeinde – seziierte der 27-Jährige die Gründe, warum Parteien wie Union oder SPD für junge Wähler nicht wählbar seien. Sage und schreibe siebzehn Millionen Mal wurde das Video angeklickt – ein Rekord auch für Rezo, der mit seinen beiden Youtube-Kanälen nach Branchenschätzungen eine siebenstellige Summe im Jahr verdient.

Die Message war zwar an Banalität nicht zu übertreffen, trotzdem hechelten ihm die Mainstream-Medien von *Spiegel* bis *Süddeutsche* hinterher wie kläffende Rüden einer Pudeldame: Rezo, der seinen richtigen Namen geheim hält, erhielt den Henri-Nannen- und den Umweltmedienpreis. Der *Spiegel* hob ihn auf den Titel und adelte ihn als Speerspitze einer neuen Bewegung: Die «Rezolutzer» seien als «19er» würdige Nachfolger der 68er. *Spiegel*-Kolumnist Sascha Lobo, selbst ein Freund grenzwertiger Frisuren, sah in Rezo einen «blauhaarigen Tsunami», der die CDU in den Mülleimer der Geschichte spülen würde.

Seitdem ist ein Jahr vergangen und, um mit Rezo zu sprechen, «ne fucking Menge» passiert. Im Mülleimer der Geschichte finden sich eher Greta Thunberg oder die Sussexes, aber nicht die CDU. Sie liess zwar bei den EU-Wahlen Federn, was umgehend auf einen

«Rezo-Faktor» zurückgeführt wurde – als ob sich Merkel-Stammwähler von einem zappeligen Internetstar beeinflussen liessen. Doch heute stehen die Schwarzen, also die Union, dank Corona mit einer Zustimmungsrate von 40 Prozent so gut da wie lange nicht mehr. Erneut bewahrheitete sich die Weisheit, dass Vorhersagen schwierig sind, vor allem, wenn sie die Zukunft betreffen.

Und Rezo? Es ist still um ihn geworden, obwohl er alles andere als schweigsam ist. Er betreibt weiterhin seine beiden Youtube-Kanäle

## Im Mülleimer der Geschichte finden sich eher Greta Thunberg oder die Sussexes, aber nicht die CDU.

«Rezo» und «Rezo ja lol ey» (Jugendsprech für «Rezo voll lustig») mit zusammen rund drei Millionen Abonnenten. Ausserdem verfasst er unter dem programmatischen Titel «Rezo stört» eine Kolumne für *Zeit* online – ein buntes Feigenblatt fürs graue Establishment.

Doch wirklich stören tut er nicht mehr. Dass er vor einem Jahr keinen Pffferling mehr auf die CDU gab, ist entschuldbar. Mit dieser Fehlprognose stand er nicht allein da. Rezos Problem ist vielmehr, dass sich der Pastorensohn aus dem Ruhrgebiet nicht mehr lückenlos an die Vorgaben hielt, die der Mainstream von seiner neuentdeckten Lichtgestalt erwartete.

So handelte er sich einen Shitstorm ein, als er im Netz das Spiel «Kiss, Marry, Kill» spielte. Dabei werden aus einem Umschlag die Namen von drei bekannten Personen gezogen, und man muss wählen, wen man sexuell beglücken, heiraten oder töten will. Sexistisch, frauenfeindlich und gewaltverherrlichend, lautete einstimmig das Urteil – ohne zu berücksichtigen, dass unter den gezogenen Namen auch Männer waren, denen Rezo die drei Behandlungen ange-deihen lassen sollte.

Zuletzt kritisierte Rezo die «fragwürdigen Methoden» und den «Vertrauensverlust» jener Mainstream-Medien, denen er seinen kurzlebigen Ruhm verdankte. Auslöser war ein Interview mit dem Rapper Sido, in dem dieser angeblich waghalsige Verschwörungstheorien unterstützte. Angeblich, denn Rezo wies nach, dass der Künstler verkürzt und falsch zitiert wurde – von allen Medien.

Als die *Bild*-Zeitung dann auch noch das Anwesen des Rappers fotografierte, war für Rezo eine Grenze überschritten. Am meisten stiess ihn ab, dass niemand in der deutschen Medienbranche das rechtswidrige und schmutzige Verhalten der *Bild*-Kollegen rügte, nicht einmal der Deutsche Journalisten-Verband.

Für diese und für andere Fälle hat Rezo indes einen pauschal gültigen Rat für seine Fans: «Behaltet im Hinterkopf, wer euch wann gefickt hat. *Peace.*» ○



Pauschal gültiger Rat für seine Fans: Nannen-Preisträger Rezo.

# Aus Ottenbach zu den Sternen

Aufgewachsen im Reusstal, studierte Sunnie J. Groeneveld an der amerikanischen Elite-Uni Yale. Mit 31 Jahren ist sie eine erfolgreiche, erfahrene Unternehmerin. Sie träumt von einem Büro in New York, will vorher aber noch die Schweiz verändern. *Von Erik Ebnetter*

Sie hat mehrere Unternehmen mitbegründet, ist externe Verwaltungsrätin bei einer Medien-gruppe, einem Ingenieurbüro, einer IT-Firma und einer Kommunikationsagentur, sitzt im Stiftungsrat einer Krankenkasse und leitet einen Studiengang an einer Fachhochschule. Das reicht für eine Karriere oder zwei, klingt nach Lebenswerk, aber Sunnie J. Groeneveld hat noch Pläne: «Ich will die Schweiz voranbringen.» Zeit dafür sollte sie haben: Sie ist erst 31 Jahre alt.

Wir sitzen im obersten Stock eines Hauses beim Zürcher Römerhof, wo Groeneveld ihre Firmen untergebracht hat. Eine berät Unternehmen, wie sie mit digitalen Lösungen ein inspirierendes Arbeitsumfeld schaffen können, eine andere begleitet Investoren, Gemeinden und Bewohner bei der Entwicklung nachhaltiger, vernetzter Gemeinschaften.

Groeneveld sieht in beiden Bereichen grosses Potenzial: Die Corona-Krise zeige, wie wichtig die Digitalisierung der Arbeitsprozesse sei, aber auch, was funktionierende Nachbarschaften leisteten. Wenn sie sagt, sie wolle die Schweiz voranbringen, meint sie diese Themen: Digitalisierung, Nachhaltigkeit, Innovation – die Lieblingswörter vieler Politiker. Zieht es sie in die Politik? Groeneveld («Ich stehe irgendwo zwischen FDP und Grünliberalen») verneint: «Ich habe ein unternehmerisches Gemüt.»

## Die Geschäftswelt war weit weg

Ein Familienerbe ist das nicht. Aufgewachsen ist Groeneveld im kleinen Ottenbach im Reusstal, zwischen Zürich und Zug gelegen. Die Geschäftswelt, in der sie sich heute bewegt, war weit weg, geografisch, auch mentalitätsmässig. Die Eltern sind als Angestellte in medizinischen Berufen tätig.

Als sie achtzehn wurde, liess sich Groeneveld einbürgern. Sie musste dafür vor die Gemeindeversammlung stehen, sich vorstellen, erklären, weshalb sie Ottenbächlerin werden wolle. Groeneveld beschreibt es als prägenden Moment: «Das war Demokratie *in action*. Ich spürte, was es heisst, Teil einer Bürgerschaft zu werden. Das ist ein *commitment*.»

Sie spricht schnell, lebendig, mit vielen englischen Wörtern. Das Wirtschaftsgymnasium an der Kantonsschule Enge in Zürich absolvierte sie zweisprachig, schloss als Jahrgangsbeste ab und bewarb sich an der amerikanischen Elite-Universität Yale. Ihren Essay, den sie dafür einreichen musste, widmete sie ihrer Erfahrung bei der Einbürgerung. Sie erhielt den



*Trifft den Nerv der Zeit:* Beraterin Groeneveld.

Studienplatz und schrieb sich am Wirtschaftsdepartment ein, wo Nobelpreisträger wie Robert J. Shiller und William D. Nordhaus unterrichten.

Wie viele Schweizer, die zum Studieren nach Amerika gehen, kam sie mit einem veränderten Blick auf die Welt zurück. «Wenn man in der Schweiz eine originelle Idee hat, begegnet

man zuerst einmal vielen Bedenkenträgern. Schnell heisst es: Bist du dir wirklich sicher? Wer die Idee trotzdem umsetzt, gilt zumindest am Anfang als verrückt. In Amerika ist es umgekehrt: Man erhält Zuspruch und gilt als verrückt, wenn man eine solche Idee ungenutzt lässt.»

Groeneveld schlug das Angebot aus, an der Schweizer Uno-Mission in New York ihre Laufbahn zu beginnen, und entschied sich für die Selbstständigkeit. Seit mittlerweile sieben Jahren besteht sie im Markt. Ein frühes, grosses Mandat war der Aufbau und die Geschäftsführung der Standortinitiative Digitalswitzerland.

### Lotterie für das Mittagessen

Die Idee für das eigene Geschäft geht zurück auf ihre Abschlussarbeit in Yale, bei der sie den ökonomischen Wert eines positiven Arbeitsumfelds untersuchte. Später schrieb sie mit dem Unternehmensberater Christoph Küffer ein Buch dazu: «66 Ideen für mehr Engagement und Innovation im Unternehmen». Groeneveld zitiert Studien, laut denen die Kosten pro Mitarbeiter, der eine Firma verlässt, bei 50 bis 250 Prozent seines Jahresgehalts liegen. Unmotivierte Mitarbeiter verursachten Kosten von einem Drittel ihres Gehalts. Ein Ziel ihrer Arbeit sei, dass sich die Menschen stärker mit ihrem Arbeitgeber identifizierten und so bessere Ergebnisse erzielten.

Eine digitale Lösung, die Groeneveld dafür entwickelt hat, ist Lunch Lottery. Dabei handelt es sich um ein Computerprogramm, das Mitarbeitern eines Unternehmens nach Zu-

### «Ich glaube an Leistung», sagt Groeneveld. Sie habe als Frau weder Vor- noch Nachteile gespürt.

fallsprinzip unbekannte Arbeitskollegen zum Mittagessen vorschlägt. Je nach Wunsch können diese Kollegen einen ähnlichen oder einen möglichst unterschiedlichen biografischen oder fachlichen Hintergrund haben. So erfährt man in anonymen Grosskonzernen mehr über die Arbeit von anderen, lernt neue Sichtweisen kennen, kann sich über Probleme austauschen.

Groenevelts eigene Firmen (Inspire 925, Inspire 529 und Lunch Lottery) können darauf verzichten. Sie und ihr jüngerer Bruder beschäftigten sieben Mitarbeiter, da kennt man sich noch. Die Corona-Zeit hat aber auch ihren Alltag verändert: Die Angestellten sind im Home-Office. «Das funktioniert bestens, nur stellt sich die Frage, wie wir informell miteinander im Austausch bleiben können. Das ist für eine gute Unternehmenskultur und damit für unseren Erfolg extrem wichtig. Wir überlegen uns deshalb, künftig regelmässig zusammen zu wandern.»

Als Chefin folgt sie dem OKR-Prinzip: *objectives and key results*. Ihre Mitarbeiter erhalten Ziele (*objectives*), deren Erreichung laufend gemeinsam überprüft werden (*key results*). Das klingt nach dem Führungsprinzip, das Generationen von Schweizer Kadern im Militär kennenlernten: kommandieren, kontrollieren, korrigieren. Groeneveld widerspricht: Ihr Ansatz sei kooperativer. Sie setze auf Vertrauen und Augenhöhe. Die Ziele würden miteinander erarbeitet und gegebenenfalls angepasst, was nicht heisse, dass man alles durchgehen lasse. Sie habe auch schon Mitarbeiter entlassen müssen.

Droht der Schweiz nach der Corona-Krise eine schwere Rezession, vielleicht sogar eine Depression mit Massenarbeitslosigkeit? «Ich mache mir Sorgen um die KMU», sagt Groeneveld. Sie kennt diese Welt auch aus ihrer Arbeit als externe Verwaltungs- und Stiftungsrätin (all diese Unternehmen haben zwischen 100 und 500 Mitarbeitern). «Es muss den KMU gelingen, digital sichtbar zu sein, sonst nehmen sie viele potenzielle Konsumenten gar nicht erst als Anbieter wahr.» Als Beispiel nennt sie die lokalen Quartierläden: «Wer es vor der Corona-Krise verpasst hat, eine Verkaufsplattform im Internet aufzubauen, steht jetzt vor grossen Herausforderungen.»

### «Wozu dient das Büro der Zukunft?»

Für die Zukunft ihres eigenen Unternehmens ist sie optimistisch, auch wenn sie einräumt, dass Budgets für Berater in einer Krise schnell reduziert werden. Ihr Angebot treffe den Nerv der Zeit: «Wichtige Frage werden sein, wann, wie und wo man arbeitet. Wozu dient das Büro der Zukunft? Wie übersetzt man die Firmenkultur, wenn der Arbeitsalltag zunehmend von dezentraler, digitaler Zusammenarbeit geprägt ist. Hier können wir unseren Kunden helfen, die richtigen Antworten zu finden.» Als unternehmerisches Ziel nennt sie eine Expansion nach New York. Der Kontakt nach Amerika ist nie abgebrochen. Für Yale interviewt sie Bewerberinnen, wie sie eine war.

Wie beurteilt sie die Chancen junger Frauen in der Wirtschaft? «Ich glaube an Leistung», sagt Groeneveld. Sie selber habe weder Vor- noch Nachteile gespürt. Allerdings schneide die Schweiz im sogenannten Glasdecken-Index relativ schlecht ab. Frauen hätten es hier schwerer als anderswo, Karriere zu machen, weil es etwa an Tagesschulen mangle. Eine Frauenquote für Verwaltungsräte lehnt sie deshalb nicht grundsätzlich ab.

Vorerst beschäftigt sie sich mit lokalen Projekten. Groeneveld wohnt wieder in ihrer Heimatregion und hat sich in der Corona-Zeit überlegt, wie sich mit digitalen Lösungen das Leben in den Gemeinden fördern liesse. Mehr verrät sie nicht – sicher ist sicher: Auf einmal wird aus einer belächelten Idee ein Geschäftsmodell. ○

## Kirche

### Im Durchzug

In der Corona-Krise denken die Menschen nach, was Gott vorgedacht hat.

**L**ock down! Seit dem 22. März werden die Gottesdienste ins digitale Netz versetzt. Kreativ und innovativ wird gestreamt, gesungen, verkündigt, gebetet. *Look up!* An diesem Pfingstwochenende werden wieder Gottesdienste analog im Kirchenraum gefeiert. An Pfingsten feiern die Christen seit 2000 Jahren, wie der Heilige Geist Menschen aus ihren Häusern hinaustreibt: *God's home office* sind öffentliche Räume und Plätze. *Holy home school* zoomt Menschen hinaus ins reale Leben. Weht Gottes Geist, werden Institutionen auf den Kopf gestellt und Kirchentüren aufgestossen.

Während die Corona-Krise Läden dichtmachte, blieben Kirchen in vielen Orten offen. Menschen kamen in Kirchen, Pfarrpersonen waren vor Ort präsent. Kirchen im Durchzug erzeugen Reibung, wenn sonst alle Türen geschlossen werden. Denn sie hüten das Geheimnis, dass im System des *lock down* die geballte Kraft des *look up* verborgen ist. So sind Kirchen systemrelevant. Wenn alles runtergefahren ist, fahren Menschen, in Kirchen von Windstössen aufgerüttelt, auf. Sie hinterfragen, was festgeschrieben ist. Sie denken nach, was Gott vorgedacht hat. Denk-Male im Durchzug.

Schütze dich selbst und andere! Denk mal: Gott schützt die Schützenden, Gefährder finden in Gott keine Zuflucht. Gesundheit über alles. Wie wahr. Alles, was lebt und wächst, kommt von Gott, und in allem, was lebt und stirbt, ist Gott. Milliarden von Franken für Millionen von Menschen! Richtig. Denk mal: *Zähmehebe* bei Social Distancing ist unbezahlbar. Wissen ist alles! Weiss Gott. Denk mal: Wir wissen so wenig. Geschnittenes Haar und gepflegte Nägel! Selbstverständlich. Denk mal: Spiritualität ist eine Nagelprobe für manches Seelenheil.

Nachdenken im Durchzug inspiriert, Zug um Zug den Horizont zu weiten. Es entstehen Orte, wo sich Himmel und Erde berühren, überall, denn der Geist weht, wo er will. Inspirierende Orte entstehen auch, wo Menschen sich in Kirchen treffen, in Synagogen, Moscheen und Tempeln. Dann stehen sie jedoch alle im Durchzug! Das ist so sicher wie das digitale Amen im Laptop und ab Pfingsten wieder in der Kirche. Gott sei Dank. *Christoph Sigris*

Der Autor ist Pfarrer am Grossmünster in Zürich.

# Plötzlich sprechen alle von Visp

Kommt die Rettung aus dem Wallis? In den Lonza-Werken in Visp soll der Impfstoff gegen den Covid-19-Erreger produziert werden. Exkursion in ein faszinierendes Stück Schweiz.  
Von Hubert Mooser

Es gibt ein Detail, das besonders alteingesessene Visper nervt: dass man ihren Wohnort ein Dorf nennt. Visp sei eine Stadt, aber nicht was die Grösse betrifft, sondern eine gewisse Mentalität, schrieb der Oberwalliser Ethnologe Thomas Antonietti dazu. Und weiter: Man habe zwar keinen Stockalperpalast wie Brig, dafür aber eine Industrientalität. Das hat vor allem mit der Lonza zu tun, dem grössten Arbeitgeber weit und breit.

Die Gemeinde Visp geht nördlich des neuen SBB-Bahnhofs fast nahtlos über in den grössten Produktionsstandort des weltweit operierenden Life-Science-Konzerns. Von den umliegenden Bergdörfern herab kann man nicht erkennen, wo Visp anfängt und wo die Lonza aufhört. Und ohne das Unternehmen, das zu Beginn des letzten Jahrhunderts seine Produktion von Gampel nach Visp verlegt hatte, wäre der Ort wohl das verschlafene Kaff geblieben, das es war, als Mark Twain 1878 hier aus dem Zug stieg, um nach Zermatt hochzulaufen.

Wer weiss schon, dass Modeunternehmer Fredy Bayard mit seiner Frau von Visp aus in den letzten Jahren das Kleidergeschäft schweizweit erfolgreich aufgemischt hat? Die Ortschaft, das ist für viele Eidgenossen seit der Eröffnung des Neat-Basistunnels der Umsteigebahnstation Saas-Fee und Zermatt. Wenn die nationalen Medien über Visp berichten, geht es meist um den früheren Fifa-General Sepp Blatter, der hier aufgewachsen ist und heute wieder hier lebt. Das Primarschulhaus trägt seinen Namen. Die Lonza war nur dann ein Thema, wenn im Werk etwas explodierte.

## Glücksfall für die Lonza

Jetzt erkundigen sich Medienleute aus aller Welt nach dem Industrierwerk, in dem schon bald der Impfstoff gegen das Coronavirus produziert werden soll. Zuerst wurde bekannt, dass Donald Trump einen Lonza-Verwaltungsrat zu seinem Impfbater ernannt hatte. Später sickerte durch, dass die Lonza mit dem US-Impfstoffspezialisten Moderna beim «Wettrennen des Jahrhunderts» (*Schweiz am Wochenende*) eine Partnerschaft eingegangen war. Es geht um ein Serum gegen Covid-19. Und wenn man den Medienberichten glauben darf, haben Lonza/Moderna die Nase vorne.

Renzo Cicillini, der seit dem 1. Mai 2019 die Lonza in Visp leitet, will es aber nicht verschreiben. «Moderna ist bei der Entwicklung ei-



Gute Zeiten, schlechte Zeiten: Skyline von Visp.

nes Impfstoffes in der klinischen Phase I», sagt er. Will heissen: Der Wirkstoff wird zurzeit an gesunden Freiwilligen getestet. «Sobald dieser Prozess abgeschlossen ist, werden wir für die Produktion bereit sein.» Eines kann man schon jetzt sagen: Die Partnerschaft mit Moderna ist für die Lonza ein Glücksfall.

Das Unternehmen ist dabei, sich neu zu erfinden. Die Produktion eines Impfstoffes gegen den Covid-19-Erreger, der die Welt in Atem hält, bietet dem Lonza-Standort Visp die seltene Gelegenheit, die Leistungsfähigkeit seines neuen Ixex-Komplexes vorzuführen. Bei Ixex geht es darum, die Risiken anderer Pharmafirmen zu managen. Der Weg eines modernen Medikaments bis zur Markteinführung ist komplex und für die Biopharma-Unternehmen ein riskantes Geschäft. Die Lonza stellt ihren Kunden Know-how und Produktionsanlagen zur Verfügung, um die von ihnen erforschten Wirksubstanzen bis zur Marktreife zu entwickeln. So produziert man in Visp die modernsten Krebsmedikamente auf chemisch-biologischer Basis. Aber nichts bringt derzeit mehr Aufmerksamkeit als die Produktion eines Corona-Impfstoffes.

## Die Arbeiter wohnten im «Negerdorf»

Das ist auch für Visp von grosser Bedeutung. Wenn es der Lonza gutgeht, klingeln die Kas-

sen der Gemeinde und des Gewerbes. 320 Millionen Franken zahlt die Lonza pro Jahr an Löhnen für die 3500 bis 4000 Mitarbeiter. Das ist so viel wie der Umsatz aller Walliser Bergbahnen zusammen. Zurzeit arbeiten 1400 Mitarbeitende des Industrierwerkes wegen des Coronavirus noch im Home-Office, das spürt man sofort in den Visper Gasthäusern, wo ein Teil der traditionellen Kundschaft fehlt.

Der Ort verändert und entwickelt sich fast im Gleichschritt mit dem Industrierwerk. Selbst die

## Das Unternehmen Lonza ist dabei, sich neu zu erfinden.

Kirche baute aus. «Eine grosse Bevölkerungsentwicklung erlebte die Gemeinde in den 1960er und 1970er Jahren», sagt CVP-Politiker Niklaus Furger, der seit 2011 die Gemeinde Visp präsidiert. Damals erlebte auch die Lonza einen markanten Aufschwung. Laut Furger stagnierten dann die Einwohnerzahlen während rund dreissig Jahren. An der Lonza konnte es nicht liegen, die hatte gute und schlechte Zeiten, breitete sich aber weiter aus.

Erst seit der Eröffnung des neuen Basistunnels ging es bevölkerungsmässig wieder aufwärts, die Zahl der Einwohner stieg in weni-

gen Jahren von 6500 auf 8000. Der neue Tunnel durch den Lötschberg machte aus dem Provinzbahnhof einen Verkehrsknotenpunkt. Neue Unternehmen siedelten sich an. Das beflügelte auch den Wohnungsbau. Die Lonza war auch hier über ihre Pensionskasse ein Treiber der Entwicklung.

Aber es wird anders gebaut als früher, als sich die Hierarchie des Unternehmens in der Visper Raumplanung niederschlug. Die Lonza-Kader, also zugezogene Chemiker und Ingenieure, residierten im Litternaring, im Zentrum von Visp, mit grosszügigem Umschwung, die Direktoren in herrschaftlichen Villen an der Kantonsstrasse. Die einfachen Arbeiter wohnten im «Negerdorf», wie die Siedlung am äussersten nordwestlichen Zipfel des Visper Klee- gärten-Quartiers genannt wurde.

Pech für die Kirche: Bei den in der Deutschschweiz rekrutierten akademischen Fachkräften handelte es sich vor allem um Reformierte, von den Einheimischen damals abschätzig als «Chrüttgagger» bezeichnet. Aber im Alltag klappte das kulturelle Zusammenleben. Und mit der Zeit entwickelte sich die von Antonietti beschriebene gemeinsame Mentalität.

### Visper Identität

Das Schwimmbad, die Kunsteisbahn, der Sportplatz, der Tennisplatz entstanden auf Initiative von Lonzanern. Für die «neuen Visper» waren Kultur, Sport und Vereinswesen eine willkommene Möglichkeit, eine Visper Identität zu entwickeln. Das sei immer noch so, sagt Direktor Cicillini, obwohl die Belegschaft heute aus der ganzen Welt kommt.

46 Nationalitäten sind in der Lonza vertreten. Man unternehme grosse Anstrengungen, damit die Leute dauerhaft im Oberwallis bleiben, sagt Cicillini. Auch das kulturelle und sportliche Engagement der Lonza dauert an, wie Präsident Furger betont. Der neue Eispalast trägt den Namen «Lonza Arena». Das Unternehmen unterstützte diesen Neubau mit drei Millionen Franken und sponsert ausserdem den EHC Visp (Schweizer Meister 1962).

Dann gibt es noch die politischen Spuren der Lonza: Die Fusion von Alusuisse und Lonza in den 1970er Jahren führte zur Gründung der bis heute existierenden linken Oppositionszeitung *Rote Anneliese*, damals das Leibblatt der Bewegung «Kritisches Oberwallis» (KO). Einige Söhne und Töchter von zugezogenen Lonza-Kadern mischten hier an vorderster Front mit. Das KO fusionierte später mit der SP, die in den 1990er Jahren dank dem Support vieler Lonza-Arbeiter ihre beste Zeit hatte.

Jetzt hat man mit dem Ibx-Bereich in der Lonza ein neues Kapitel aufgeschlagen. Und wenn es bei diesem Geschäft so gut läuft wie von der Lonza erhofft, könnte auch Visp in Zukunft weiterwachsen und vielleicht bald über 10 000 Einwohner zählen. Dann könnten die Visper ihr Dorf offiziell als Stadt bezeichnen. ○

## Einspruch

# Verteidigung der WHO

Wenn es die Weltgesundheitsorganisation nicht gäbe, müsste man sie erfinden. Viele WHO-Kritiker sind Heuchler.

Von Felix Gutzwiller

Wer erinnert sich noch? 1975 wurde der weltweit letzte Fall von Pocken registriert (in der Schweiz 1963). Gemäss Schätzungen starben allein im 20. Jahrhundert weltweit rund 300 Millionen Menschen an dieser Geissel der Menschheit, die seit ungefähr 3000 Jahren wütete. Dank einem beispiellosen Akt der internationalen Zusammenarbeit unter der Leitung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) ist es gelungen, durch koordinierte Massnahmen über Macht- und Ideologieblöcke hinweg eine Infektionskrankheit zum Verschwinden zu bringen.

Die WHO wurde am 7. April 1948 gegründet – vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkriegs. Zwar herrschte nun Frieden, die Menschen litten jedoch, nämlich an Tuberkulose, Diphtherie, Cholera, Pocken, Polio, Scharlach und Keuchhusten, aber auch an Hunger. Epidemien breiteten sich aus, Medikamente, Impfstoffe, Desinfektionsmittel und Verbandsmaterial fehlten. Den Staaten wurde bewusst, dass es zur Sicherung des Friedens auch eine Lösung für die Gesundheitsprobleme der Welt braucht. Dabei waren es im Licht der heutigen Kontroverse ironischerweise vor allem die USA, die in den vierziger Jahren zum Aufbau einer globalen Gesundheitsinstitution drängten.

Epidemien machen nicht an Ländergrenzen halt, lautete die Erkenntnis. Rund siebzig Jahre früher verstand die Schweiz, dass sich Epidemien auch nicht an Gemeinde- oder Kantonsgrenzen stoppen lassen. Vor dem Hintergrund der damals drohenden Pocken- und Cholera-Epidemien verabschiedete der Bundesrat 1879 die «Botschaft über Einrichtungen und Massnahmen zur Verhütung und Bekämpfung gemeingefährlicher Epidemien». Nach der Totalrevision der Bundesverfassung von 1874 waren die Grundlagen für ein landesweites Epidemiengesetz ausreichend, das dann 1886 im zweiten Anlauf die Räte passierte.

### Standards für Trinkwasser

Die WHO hat es sich seit ihrer Gründung zur Aufgabe gemacht, die Lebensbedingungen weltweit zu verbessern und sich für eine globale Basis-Gesundheitsversorgung einzusetzen. Sie bildet Personal für das Ge-



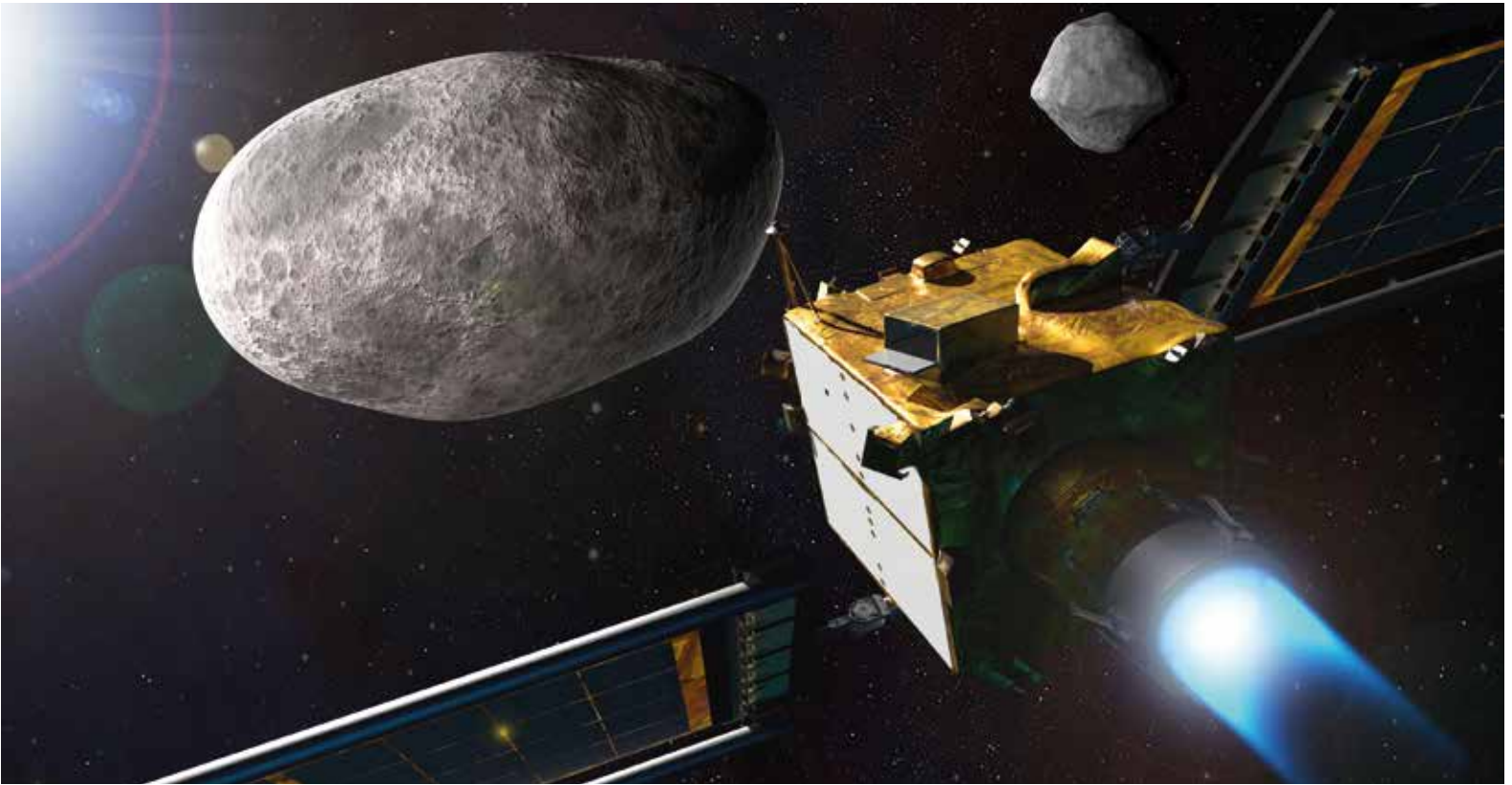
«Millionen Menschenleben gerettet»: Gutzwiller.

sundheitswesen in der ganzen Welt aus, versorgt es mit Grundwissen und Medikamenten. Hygienekampagnen der WHO dämpfen Durchfallerkrankungen ein. Millionen von Menschen werden mit Moskitonetzen vor Malaria geschützt. Die Anzahl Impfungen von Kleinkindern konnte auf beinahe 80 Prozent gesteigert werden – mit ein Grund, dass die Todesraten in dieser Altersgruppe seit Jahrzehnten sinken.

In den letzten drei Jahrzehnten hat die WHO zudem immer mehr auch die Verhütung und Bekämpfung chronischer Leiden wie Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Krebs, aber auch Depressionen mit einbezogen. Keine Organisation der Welt hat so erfolgreich auf Risiken wie Diabetes und Übergewicht hingewiesen beziehungsweise den Schutz von Nichtrauchern durchgesetzt; die WHO hat Standards festgelegt für Luftsauberkeit und Trinkwasser.

Selbstverständlich heissen diese Erfolge nicht, dass die WHO immer alles richtig gemacht hat. So hat die Organisation 2005 die Auswirkungen der H5N1-Epidemie («Vogelgrippe»), aber auch jene der Schweinegrippe 2009 überschätzt. Und selbstverständlich muss die Rolle der WHO auch bezüglich der Sars-CoV-2 Epidemie untersucht werden – wie das jetzt auch beschlossen wurde. Alle Länder müssen aber auch bereit sein, ihre eigene Rolle zu hinterfragen. Denn viele Empfehlungen der WHO wurden nicht umgesetzt, insbesondere die Gesundheitsregularien von 2005. Dafür die WHO verantwortlich zu machen, ist heuchlerisch. Von den eigenen Fehlern abzulenken, genügt nicht.

Felix Gutzwiller ist ehemaliger Ordinarius für Sozial- und Präventivmedizin an der Universität Zürich. 1999–2015 wirkte er als National- und Ständerat.



*Showdown im Weltraum:* Die Nasa steuert ein Raumschiff zur Frontalkollision mit einem Asteroiden.

# Tod aus dem All

Sie löschten die Dinosaurier aus und können ganze Kontinente verwüsten. Die Frage ist nicht *ob*, sondern *wann* der nächste Asteroid auf die Erde knallen wird. Die Nasa und ihr Schweizer Forschungsleiter Thomas Zurbuchen proben eine spektakuläre Mission im All, um dereinst die Welt zu retten. *Von Urs Gehriger*

Während die Welt im Bann winziger Viren taumelt, lauern im Weltall Gefahren mit dem Potenzial, unseren Planeten komplett aus dem Gleichgewicht zu werfen. Unterschiedlich in Form und Beschaffenheit, können die «Angreifer» die Dimension von Städten annehmen – wie jener Felsbrocken, der vor 65 Millionen Jahren den erhabenen Tyrannosaurus Rex und seine Spezies der Riesenechsen vernichtete.

Die Rede ist von Asteroiden, sternähnlichen Kleinkörpern, die sich um die Sonne bewegen und die in Form von Monolithen oder locker aufgebauten Schutthaufen ab und zu auf die Erde prallen.

Erst vor wenigen Wochen, am 29. April, passierte ein Exemplar enormen Ausmasses unseren Planeten. Zwei Kilometer breit war der Brocken. «Hätte er in Bern eingeschlagen, hätte er nicht nur die Stadt, sondern das gesamte dortige Aaretal zerstört», sagt Thomas Zurbuchen, Nasa-Forschungsleiter aus dem Berner Oberland. Er vergleicht das erwartete Ausmass der Zerstörung mit den Atombombenexplosionen von Hiroshima oder Nagasaki von 1945. «Der Asteroid hätte diese Ereignisse bei weitem übertroffen», so Zurbuchen. Das Objekt mit der

Bezeichnung «1998 OR2» hätte einen Krater von zehn Kilometer Durchmesser geschlagen und Teile der Welt mit einer gigantischen Staubwolke verdunkelt.\*

Glücklicherweise schrammte «1998 OR2» knapp an der Erde vorbei. Knapp heisst: in einer Distanz von bis zu acht Millionen Kilometern. Das mag nach viel klingen, ist aber in astronomischen Dimensionen ein *close encounter*. Solche Beinahe-Zusammenstösse kommen häufiger vor, als den meisten Menschen bewusst ist. Jedes Jahr schrammen Dutzende von Asteroiden an unserem Planeten vorbei, die gross genug wären, um regionale Verwüstungen zu verursachen.

## Auf der Suche nach erdnahen Objekten

Folglich richten Weltraumforscher rund um die Uhr ihre Teleskope ins All auf der Suche nach sogenannten erdnahen Objekten. «Es gibt Zehntausende davon da draussen», sagt Zurbuchen. Mehr als 22 000 hat die Nasa bereits aufgespürt. «Fast jede Woche kommen durchschnittlich dreissig neue Entdeckungen hinzu.»

Seit 1998 führen die Forscher darüber genau Buch und berechnen die Bewegungsbahnen.

Die Öffentlichkeit kann sich über jedes Fundstück vom eigenen Computer aus informieren (<https://cneos.jpl.nasa.gov/>). «Hätte der jüngste Asteroid in Bern eingeschlagen, hätten wir die Menschen vorher warnen können», erklärt Zurbuchen. Doch eine Warnung reicht nicht aus, um Mensch und Umwelt zu schützen, besonders wenn ein Killer-Asteroid von erheblichem Ausmass auf die Erde zusteuert.

Deshalb stösst die Nasa in neue Sphären vor und startet nächstes Jahr eine Mission ganz besonderer Art: Erstmals in der Geschichte der Menschheit reist ein Raumschiff ins Weltall, um zu versuchen, einen Killer-Asteroiden zu stoppen. Die Mission trägt den Namen «Double Asteroid Redirection Test» (DART). Wie der englische Name verrät, ist das Ziel ein Doppelasteroid: Hauptasteroid Didymos A und Didymos B oder «Didymond», wie ihn die Forscher nennen, der den Hauptasteroiden umkreist.

Der Start der Pioniermission ist für Juli 2021 geplant. Dann wird die eine halbe Tonne schwere Raumsonde von der Grösse eines grossen Wandschranks über elf Millionen Kilometer durch den Weltraum rasen, bis es im Oktober 2022 zum Showdown mit Didymond kommen wird.



Bevor das Raumschiff mit einer Geschwindigkeit von 24 000 Kilometer pro Stunde auf Didymond aufprallt, wird es eine von der italienischen Weltraumbehörde hergestellte Kamera in Schuhschachtelgrösse absetzen. Sie wird den Frontalcrash aufzeichnen und die Trümmerwolke und schliesslich den Krater filmen, den der Aufprall auf Didymond wie eine riesige Narbe hinterlässt.

Ziel der Mission ist es, durch den Frontalcrash die Flugbahn des Asteroiden so zu ändern, dass er neben der Erde vorbeischnappt. Forscher gehen davon aus, dass der Aufprall die zwölfstündige Umlaufzeit des Mondes um sieben Minuten verkürzt. Jede Änderung der Umlaufbahn wird mit Teleskopen von der Erde aus leicht zu messen sein und einen guten Indikator dafür liefern, ob der Asteroid abgelenkt wurde. Daraus erklärt sich auch, weshalb die Mission einen doppelten Asteroiden anpeilt. Bei einem isolierten Asteroiden wäre es praktisch unmöglich, die Auswirkung der Kollision präzise zu messen.

Didymond hat einen Durchmesser von lediglich 160 Metern, was reicht, um auf der Erde eine mittelgrosse Stadt auszulöschen. Doch was, wenn ein weit grösserer Asteroid Kurs auf unseren Planeten nimmt? Beispielsweise einer wie der Dinosaurier-Killer, der einen Durchmesser von 10 bis 15 Kilometern aufwies?

### Der Tag wird kommen

«Wenn sich etwas so Grosses auf Kollisionskurs mit der Erde befände, bräuchten wir eine grössere Strategie, zum Beispiel die Detonation einer Atombombe in der Nähe des Asteroiden, um einen Teil seiner Oberfläche zu verdampfen und ihn vom Kurs abzudrängen», erklärte der pensionierte Nasa-Astronaut Ed Lu gegenüber *National Geographic*.

Eine nukleare Explosion auf der Oberfläche des Asteroiden würde allerdings die Gefahr der Absplinterung von Fragmenten mit sich bringen, die noch immer auf die Erde zufliegen könnten, warnt Lu, der die Organisation (B612 Foundation) gegründet hat, welche sich ausschliesslich der Abwehr von Asteroiden widmet.

Entscheidend für eine zuverlässige Asteroiden-Abwehr ist das perfekte Timing. Die Vorbereitungen, um einen Todes-Asteroiden erfolgreich abzulenken, dauern nach heutigen Berechnungen mehrere Jahre. Entsprechend zentral ist die Aufgabe, die gefährlichen Himmelskörper möglichst früh zu entdecken.

Die Nasa stuft jeden Asteroiden von mindestens 140 Meter Breite, der innerhalb von acht Millionen Kilometer an der Erde vorbeifliegt,

als potenziell gefährlich ein. Exemplare von über einem Kilometer Durchmesser haben das Potenzial, einen ganzen Kontinent zu verwüsten. Der aufgeworfene Staub dieser Riesen hätte eine frappante Abkühlung der Erdtemperatur zur Folge – mit massiven Auswirkungen für Vegetation und die Ernährungskette der Menschen.

Der nächste Gigant wird in sieben Jahren im Anflug sein. Der sogenannte «1990 MU» hat eine Breite von rund 3,2 Kilometern und wird knapp – im Abstand von voraussichtlich drei Millionen Meilen – an der Erde vorbeirasen.

Doch wie gross ist die Gefahr, dass ein Asteroid tatsächlich auf die Erde trifft? «Die Wahrscheinlichkeit liegt bei 100 Prozent», sagt Nasa-Forschungschef Zurbuchen.

Wann dies der Fall sein wird, sei indessen schwer vorherzusagen.

### Dreissigmal Hiroshima

In den vergangenen Jahren hat die Nasa ihre Verteidigungsmission mit Hochdruck vorangetrieben und 2016 das Planetary Defense Coordination Office aufgebaut. Rund 900 der grösseren Killerobjekte hat die Weltraumbehörde bislang aufgespürt. Keiner dieser Asteroiden wird den Planeten in den nächsten Jahrhunderten auch nur annähernd treffen. Das heisst nicht, dass die nächsten Generationen den Blick vom Himmel senken und sich ausschliesslich irdischen Belangen widmen dürfen. Denn von der Gruppe kleinerer Asteroiden, die immer noch ganze Städte zerstören können, wurden laut einem Bericht des National Science and Technology Council bloss 30 Prozent der geschätzten 25 000 Objekte entdeckt.

Es bleibt also eine erhebliche Dunkelziffer. Welche Gefahr selbst von kleinen Weltraumfelsen ausgeht, zeigt das Beispiel eines Feuerball-Meteors, der 2013 über der russischen Stadt Tscheljabinsk explodierte. Durch die Druckwelle, die bis zu dreissigmal mehr Energie freisetzte als die Atombomben von Hiroshima und Nagasaki, barsten Fenster in sechs umliegenden Städten; rund 1500 Menschen wurden verletzt. Der Himmelskörper, der die Menschheit völlig unvorbereitet traf, hatte eine Breite von lediglich zwanzig Metern.

Egal, wie weit das nächste tödliche Rendezvous noch entfernt ist: Die Killer lauern im Dunkel des Alls. «Wir sind die Ersten in der Geschichte der Menschheit, die etwas dagegen tun können», resümiert Zurbuchen, «also sollten wir es auch tun.»

\* Das Interview mit dem Schweizer Nasa-Forschungschef Thomas Zurbuchen über Asteroiden auf [www.weltwoche.ch/International](http://www.weltwoche.ch/International)



## Inside Washington

### Dicke Luft

#### Der Himmel über Washington und Moskau verdüstert sich.

Abgesehen von schmissigen Schlagzeilen und schönen Frauen gibt es nichts, was US-Präsident Donald Trump mehr mag als einen öffentlichen Schlagabtausch. Letzten Freitag kündigte der Anführer der freien Welt an, er werde den «Vertrag über den offenen Himmel» aufkündigen. Das fast zwei Jahrzehnte alte Abkommen zwischen 34 Ländern erlaubt uneingeschränkte, unbewaffnete Überwachungsmissionen zur Erfassung von Daten über die militärischen Fähigkeiten der Vertragsstaaten und soll Vertrauen und Frieden fördern. Russland habe jedoch nicht fair gespielt, moniert jetzt Trump. «Solange sie sich nicht an den Vertrag halten, ziehen wir uns zurück.»

Die Verurteilung durch die Alliierten folgte sofort. Und der ehemalige US-Botschafter bei den Vereinten Nationen, Bill Richardson, sagte zur *Weltwoche*: «Die Absicht der Trump-Regierung, sich aus dem Vertrag zurückzuziehen, ist schlecht durchdacht und kontraproduktiv.» Richardson, der unter Präsident Bill Clinton diente, der das damals frisch ausgehandelte Abkommen erbte, warnt: «Ein solcher Schritt wird ein unnötiges Wettrüsten mit Russland und möglicherweise der internationalen Gemeinschaft zur Folge haben. Dies ist ein schwerer Schlag für die Bemühungen um die Eindämmung der nuklearen Weiterverbreitung.» Befürworter weisen jedoch darauf hin, dass die USA und Russland längst Satellitentechnologie einsetzen, um aus den Lüften zu spionieren, die nicht vom Vertrag erfasst sind.

Immer der optimistische Aussenseiter, hofft Trump, dass seine Entschlossenheit den russischen Bären bändigen wird. «Wir werden uns zurückziehen, und sie werden zurückkommen und einen Deal machen wollen», so Trump vor der Presse. Und wenn nicht, kann er immer noch den ersten amerikanischen Atomtest seit 28 Jahren auslösen; eine Möglichkeit, über die, so wird berichtet, «zurzeit heftig diskutiert wird». *Amy Holmes*



Thomas Zurbuchen.

«Wir sind die ersten in der Geschichte der Menschheit, die etwas dagegen tun können.»

# «Es wird alles so sein wie früher»

Bleibt der italienische Lebensstil erhalten? «Garantiert», sagt der Intellektuelle Giuliano Ferrara. Das schöne Leben kehre zurück. Auch politisch und wirtschaftlich sehe es ganz ordentlich aus. Von Katharina Fontana

Es ist eines der Rätsel der Corona-Zeit: Die Italiener, sonst alles andere als obrigkeitstreu, haben sich während der Ausgangssperre als geradezu vorbildlich regierungstreue Bürger verhalten. Wie kommt das? Was hat die Krise mit der Bevölkerung gemacht? Wird das Land wieder, wie es war? Das fragen wir den Journalisten Giuliano Ferrara. Der 68-Jährige gilt als einer der originellsten Denker Italiens, der den souveränen Überblick über das grosse Ganze hat. Nach einem kurvenreichen politischen und ideologischen Weg, der ihn von den Kommunisten bis zu einem Regierungsamt in Silvio Berlusconi's erster Regierung geführt hatte, gründete Ferrara 1996 die Tageszeitung *Il Foglio*. Fast täglich äussert er sich dort zum Gang der Welt. Ferrara, dessen Spitzname «Elefantino» auf seinen Leibesumfang zurückzuführen ist, scheint die Ausgangssperre bestens überstanden zu haben. Wir treffen ihn am Telefon gutgelaunt an – nicht an seinem Wohnort in Rom, sondern in der süd-toskanischen Maremma, wo er die letzten Wochen verbracht hat.



«Man leistet sich einen hohen Lebensstandard.»

**Herr Ferrara, Italien hat enorm unter der Corona-Pandemie gelitten, das Leben war drastisch eingeschränkt. Nun dürfen die Leute wieder aus dem Haus. Wie ist die Stimmung im Land?**

In der Toskana, wo ich mich befinde, spüre ich viel Zuversicht. Die Pandemie hat nicht so viele Opfer gefordert wie in der Lombardei oder der Emilia-Romagna, die Situation war nicht dramatisch, die Leute sind diszipliniert. Gestern war ich in einer Bar einen Aperitif trinken, dann traf ich in einer anderen Bar meinen Coiffeur, anschliessend habe ich noch zwei, drei andere Sachen erledigt, und die Stimmung, die ich vorfand, war zutiefst optimistisch. Die Italiener fühlen sich vom Staat gut behandelt.

**Wie kommen die Leute finanziell über die Runden?**

Die Angestellten erhalten Arbeitslosengeld und kommen jeweils bis Ende Monat durch, auch dank der Unterstützung der Familie. Wirtschaftlich am schlimmsten getroffen hat es die kleinen Unternehmer. Sie sollten von den Banken Finanzhilfen erhalten, doch wegen der Bürokratie geht das nur schleppend voran.

**Ganz Europa blickte im März entsetzt nach Norditalien. Weiss man, warum die Lombardei so hart vom Coronavirus getroffen wurde?**

Die Lombarden sind ein Volk von Unternehmern und Händlern, sie glauben an die Arbeit und nur an die Arbeit. Die Region ist hochproduktiv, es wird viel gereist, die Kontakte zu China sind eng. Verheerend war, dass die Lombardei die medizinische Grundversorgung in den letzten Jahren richtiggehend demontiert hatte. Den Behörden ist es zum Glück gelungen, ein Übergreifen der Pandemie auf Mittel- und Süditalien zu verhindern – das wäre eine echte Katastrophe gewesen. Rom beispielsweise, in seiner Kleinheit eine Megalopolis, wurde nur am Rande von den Infektionen gestreift. Dasselbe gilt für Neapel, dort wäre die Lage, wenn man sich die sanitären Bedingungen vergegenwärtigt, schnell explosiv geworden. Doch selbst im hartgetroffenen Norden arbeitet man jetzt wieder. Die Norditaliener sind eben Calvinisten, wie die Schweizer.

**Wie haben die Italiener das Eingesperrtsein erlebt? In einem Land, in dem die sozialen Kontakte und die Kommunikation so wichtig sind, muss die wochenlange Ausgangssperre doch zermürbend gewesen sein.**

Hier auf dem Land spürte man die Einschränkungen wenig, man konnte das Auto nehmen und irgendwo hinfahren. Wer in der Stadt blieb, den traf es ungleich härter. Sich wochenlang zu viert, zu fünft, mit der ganzen Familie in einer Wohnung aufzuhalten, ist nicht einfach. Kommt hinzu, dass die Polizei oftmals zu schnell durchgriff und die Bürger wegen Nichtigkeiten bestrafte. Doch insgesamt haben sich die Leute gut arrangiert.

**Der italienische Philosoph Giorgio Agamben kritisiert das Corona-Regime scharf. Der Staat nutze die Pandemie, um seine Macht auszubauen. Ist er eine Einzelstimme?**

Agamben gehört zu einer kleinen Gruppe von Libertären, die staatlichem Zwang a priori misstrauen. Sicher, der Staat muss sich gegenüber den Bürgern liberal verhalten, doch er kann nicht ausgerechnet dann nichts tun, wenn sich das Land in einer Notlage befindet. Sonst droht Anarchie.

Die ganz grosse Mehrheit der Italiener akzeptierte das...

**...obwohl das italienische Volk sonst alles andere als staatsgläubig ist. Erstaunt Sie das nicht?**

Die Gesetzestreue zählt tatsächlich nicht zu den prägendsten Wesenszügen der Italiener. Aber man sah ja, worum es ging, man wusste um die hohen Todeszahlen und die überlasteten Spitäler. Viele hatten wohl auch Angst, krank zu werden. Und so entschied die Bevölkerung, sich dieses Mal an die Regeln zu halten.

**Sind Sie zufrieden damit, wie die Regierung von Giuseppe Conte in der Krise gehandelt hat?**

Man kann viele Einwände gegen diese Regierung vorbringen, etwa, dass sie nicht vom Volk gewählt wurde oder dass ihre Mitglieder, aus der Fünf-Sterne-Bewegung und Sozialdemokraten, zu wenig Gemeinsamkeiten aufweisen. Auch ich liebe diese Regierung nicht, doch während der Pandemie ist es Conte gelungen, wie ein kleiner Giulio Andreotti zu werden: Er führt das Land mit konkreten Massnahmen Tag für Tag durch die Krise. Er

hat mit Europa verhandelt, hat laute Töne angeschlagen, als es nötig war, und er hat die Stellung Italiens als bedeutende europäische Volkswirtschaft behauptet.

#### Was macht eigentlich Matteo Salvini?

Salvini hat alles, was er erreicht hatte, verloren. Im Sommer 2019, nachdem er an den italienischen Stränden während Wochen den Mussolini gespielt hatte, warf er sich selber aus der Regierung und wollte Neuwahlen erzwingen. Doch Conte machte Salvini einen Strich durch die Rechnung und bildete eine andere neue Regierung. Das zeigt, dass Salvini kein guter Taktiker ist.

Anschliessend setzte er sein ganzes Gewicht dafür ein, die Regionalwahlen in der Emilia-Romagna zu gewinnen, auch das ist ihm nicht gelungen. Salvini zeigt nicht die Würde, die es für ein politisches Amt braucht.

#### Ist seine Zeit abgelaufen?

Das wäre zu viel gesagt. Salvini ist das Symbol der Unzufriedenheit. Wenn jemand frustriert ist wegen irgendeiner alltäglichen Ungerechtigkeit, kommt sofort Salvini ins Spiel. Er ist der Rächer, und deshalb hat er durchaus eine politische Basis. Doch die Mehrheit der Italiener hat nicht einen derart beschränkten Horizont.

#### Wird die Regierung Conte nach dem Ende der Corona-Krise weiterbestehen?

Ich sehe keine Alternative. Die Regierung hat bei der Bewältigung der Notlage vieles richtig gemacht und ist in der Achtung der Leute mit Sicherheit gestiegen. Doch Italien ist ein eigenartiges Land, hier ist nichts unmöglich.

#### Sprechen wir von der Wirtschaft. Die Schulden Italiens beliefen sich Ende 2019 auf über 2400 Milliarden Euro, dieses Jahr werden sie nochmals beträchtlich zulegen. Wie will Italien diesen immensen Schuldenberg schultern?

Anders als 2008 handelt es sich dieses Mal nicht um eine Finanzkrise, sondern um eine Krise der Realwirtschaft, die alle Länder betrifft. Die Banken können jetzt als weisse Ritter auftreten und die wirtschaftlichen Folgen mildern. Die Europäische Zentralbank tut das bereits. Es geht auch darum, die europäische Wirtschaft zusammenzubringen; man kann nicht von einem Kalabresen dieselbe Produktivität erwarten wie von einem Hamburger. Dann braucht es natürlich beträchtliche Investitionen und viel, viel Liquidität. All das wird helfen, die wirtschaftlichen Ungleichheiten inner-



Journalist Ferrara.

«Italien ist ein eigenartiges Land, hier ist nichts unmöglich.»

halb Europas auszugleichen – und damit auch die Schulden Italiens zu mildern.

Ein Teil der nördlichen EU-Staaten wird damit kaum einverstanden sein. Wäre es nicht besser, wenn Italien aus dem Euro aussteige und wieder eine eigene Währung einführt?

Das wäre schlicht eine Katastrophe. Das hat nicht mal Griechenland gemacht, und dort gibt es – abgesehen von Athen – fast nur Strände, Esel und Ziegen. Italien dagegen ist eine der wichtigsten Volkswirtschaften Europas.

Doch wer glaubt noch an die Solidität der italienischen Finanzen?

Italien hat jüngst eine Anleihe ausgegeben, deren erste Tran-

che hervorragend gelaufen ist. Vielleicht spielt da auch ein gewisses patriotisches Gefühl der Leute mit, man will Vertrauen in die nationale Wirtschaft zeigen. Ich bleibe optimistisch.

Bei Italien weiss man nicht recht, ob es sich nun um ein armes oder um ein reiches Land handelt. Die Leute sind stets gut angezogen, haben das neuste Handymodell, die Restaurants sind voll ...

Italien hat zwar die grösste öffentliche Verschuldung der EU-Länder, aber auch den grössten privaten Reichtum. Zwei Drittel der Italiener besitzen Häuser, zahlreiche von ihnen zusätzlich Feriendomizile. Man leistet sich einen hohen Lebensstandard und geniesst ein gutes und sehr angenehmes Leben. Das sehen die Bürger im Norden Europas, wo hart gearbeitet und gespart wird, nicht gerne. Doch es ist paradox: Alle spre-

chen schlecht von Italien, gleichzeitig wollen aber alle zwei, drei Wochen Ferien bei uns machen.

Die Perspektiven für die jungen Italiener sind düster, viele von ihnen wandern aus. Sie selber sprechen nun davon, dass man in Italien gut lebt. Wie geht das auf?

Die Jungen leiden unter den Folgen der Finanzkrise, das stimmt, doch in keinem anderen Land kann die junge Generation auf so grosse Unterstützung zählen wie bei uns: Die italienische Familie, die Eltern, die Grosseltern sind ein starkes soziales Sicherheitsnetz. Italien ist zudem das sonderbare Land, in dem es offenbar keine Arbeit für die Jungen gibt, in das aber gleichzeitig osteuropäische Arbeiter eingeflogen werden müssen, weil unsere Jungen die Arbeit zu anstrengend finden. Die Wahrheit ist schwer fassbar, auch viele gescheite und gelehrte Leute wissen nicht, wie die Realität in Italien aussieht. Italien und die Italiener lassen sich nicht erklären. Das Land ist wirklich äusserst kompliziert, und es ist extrem schwer zu regieren.

Wird sich Italien, werden sich die Italiener durch die Corona-Zeit verändern?

Ich gehöre nicht zu jenen, die glauben, dass wir aus dieser Krise als bessere oder schlechtere Menschen hervorgehen werden. Wir werden genau gleich bleiben. Am Anfang werden die Leute noch ein bisschen vorsichtiger sein, sie werden mit Maske umhergehen und am Strand Abstand halten, dann lassen sie die Maske sein, dann spielen sie Beachvolleyball, dann gehen sie zusammen in die Bar zum Aperitif ...

... der italienische Lebensstil bleibt also erhalten.

Es wird alles wieder so sein wie früher. Garantiert. ○

«Wer neugierig bleibt, kann Neues schaffen.»

Stefan Mächler  
Group CIO  
zum selbstbestimmten Leben.

# Zu gut, um wahr zu sein

Er hat den Filmproduzenten Harvey Weinstein zu Fall gebracht. Nun werden dem Journalisten Ronan Farrow selber unsaubere Methoden nachgewiesen. Er habe zudem Missbrauchsberichte über seine Mutter Mia Farrow verhindert. *Von Peter Keller*

Ronan Farrow ist der berühmteste Journalist der USA und schreibt Geschichten, die andere zu Fall bringen, insbesondere Harvey Weinstein und diverse andere Männer mit Macht und Geld. Die TV-Show, die der Sender NBC dem Sohn der Schauspielerin Mia Farrow und des Regisseurs Woody Allen bereitstellte, floppte, aber im Journalismus lief es dafür umso besser. 2018 gewann Farrow für eine Reihe von Enthüllungsberichten, nicht zuletzt für den Weinstein-Report vom Oktober 2017, den Pulitzerpreis.

Der Filmproduzent Harvey Weinstein, dem verschiedene sexuelle Vergehen an Frauen angelastet wurden, ist im März dieses Jahres auch wegen Farrow's Recherchen zu 23 Jahren Haft verurteilt worden. Und vielleicht war es bei so viel Erfolg nur eine Frage der Zeit, bis jemand Farrow genauer auf die Finger schaute. Dies ist nun geschehen, die *New York Times* lässt Zweifel an der Lauterkeit seiner Arbeit aufkommen. Damit ist die erste pikante Fallhöhe gelegt: Die linksliberale Bastion des amerikanischen Journalismus nimmt sich den Frontmann des linksliberalen Journalismus vor.

## Weiter geht es mit Hillary Clinton

Dieser habe schlecht bis nachlässig recherchiert, schreibt Medienkolumnist Ben Smith in dem vielbeachteten Artikel «Is Ronan Farrow Too Good to Be True?». Smith ist den verschiedenen Enthüllungsgeschichten Farrow's nachgegangen und stiess auf Unstimmigkeiten, etwa im Fall von Michael Cohen, dem ehemaligen Anwalt Donald Trumps. Farrow habe behauptet, Cohen habe steuerliche Dokumente aus dem Finanzamt entwendet lassen, dabei seien diese bloss unter Verschluss gewesen. Damit schrumpft eine angeblich finstere Machenschaft zu einer schlichten juristischen Massnahme.

Für eine Geschichte der Frauen, die Weinstein anklagten, sie sexuell missbraucht zu haben, hätten von vornherein und entgegen Farrow's Behauptungen die Zeugen gefehlt, die diese Geschichte bestätigen konnten. Smith meint Linda Evans; es kam zu keiner Anklage vor Gericht. Auch konstruierte Farrow eine Verschwörungsgeschichte um den Sender NBC, der seinerzeit, und kurz bevor Farrow zum Magazin *The New Yorker* wechselte, die Weinstein-Story nicht habe ausstrahlen wollen, angeblich aus Angst vor Weinstein, der drohte, im Gegenzug pikante Details über einen NBC-Mitarbeiter öffentlich zu machen. Auch dies sei falsch, schreibt Smith, Farrow



Märchenplot mit Gut und Böse: Starjournalist Farrow mit Mutter, Schauspielerin Mia Farrow.

hätten zu diesem Zeitpunkt lediglich Zeugen für die gegen Weinstein erhobenen Anschuldigungen gefehlt. Die Geschichte war also – noch – nicht zu Ende recherchiert und deswegen nicht auf Sendung gegangen.

Weiter geht es mit Hillary Clinton: Diese habe vorgehabt, zusammen mit Weinstein eine Dokumentation zu drehen. Als das Clinton-Team von Farrow's Recherchen erfuhr, habe es sich «besorgt» gezeigt, was von Farrow als Drohung ausgelegt wurde. Auch dem sei nicht so gewesen, schreibt Ben Smith. Das Clinton-Team sei offen und ehrlich besorgt gewesen, sollten sich die Anschuldigungen gegen Weinstein als wahr erweisen. Auch hier stimmt also die schöne Saga des jungen, mutigen Journalisten, der in den fauligen Sumpf des Establishments sticht und dafür seine Karriere riskiert, nicht wirklich.

Smiths Bericht wirft Fragen auf: Wie weit dürfen Fakten einer Geschichte zuliebe ausgespart werden, wann wird die Grenze zur Unwahrheit überschritten? Reicht es aus, dass der *New Yorker* nun einwirft, es habe genügend andere Beweise gegeben, da käme es auf den einen fehlenden oder falschen nicht so an? Die meisten Kritiker stellen sich gegen Smith und auf die Seite Farrow's, des Medienhelden, der es mit den Mächtigen aufnimmt. In Deutschland kommen sachte, fast verlegene Vergleiche mit

Claas Relotius auf, der Geschichten und Zeugen schlichtweg erfand. Der *Spiegel*-Reporter hatte die Mainstream-Sehnsüchte seiner Vorgesetzten und Leser – über dumpfe Trump-Anhänger, edle Flüchtlinge aus Syrien, von Klimaüberflutung bedrohte Pazifikinsel – in scheinbar realen Miniaturen bedient. Doch diese Vergleiche werden schnell wieder verworfen. Relotius habe gelogen, Farrow lasse bloss Raum für Zweideutigkeiten.

## Tendenz zur Verschwörungstheorie

Wirklich? Farrow insinuiert, ist vage, liefert Stimmungen und Vermutungen. Und ist am Ende immer Partei. Was ist wirkungsvoller, als der sogenannte *resistance journalism*, wie Smith es nennt, immer auf der Seite des klar auszumachenden Guten? Und ist dies nicht genau die Methode, die Trump den Mainstream-Medien vorwirft und diese weit von sich weisen: Mit Fake News habe man nichts am Hut? Mit allzu komplizierten Sachverhalten allerdings auch nicht. Smiths Hauptvorwurf an Farrow: die Tendenz zur Verschwörungstheorie, der zuliebe die verschiedenen Facetten einer Geschichte geopfert werden. «Wir leben in einer Zeit der Verschwörungen und gefährlichen Unwahrheiten», schreibt Smith. «Viele werden von Präsident Trump gepusht, andere von seinen Feinden gehypt.» Diese Mischung

habe viele Amerikaner dazu gebraucht, leidenschaftlich an wilde und unbegründete Theorien zu glauben und gegenteilige Beweise heftig abzulehnen.

Smith kommt zu dem Schluss: Farrow vereinfache, drehe und wende seine Geschichten so lange, bis sie in das Narrativ passen, das wiederum Farrows eigener Ideologie entspringe, eine Art Märchenplot mit Gut und Böse und nicht viel dazwischen. Diese Tendenz zur Vereinfachung sowie der Hass auf Männer, insbesondere wenn sie mächtig sind, entspringt Farrows Kindheit und Jugend als Sohn von Woody Allen, der seine Adoptivtochter im Alter von sieben Jahren sexuell missbraucht haben soll. Eine Anschuldigung, die sich nach zwei intensiven polizeilichen Ermittlungen als nicht haltbar erwies, aber dennoch seither wie ein schwerer Schatten über der Person und dem Schaffen Allens liegt: Sein letzter Film fand in den USA keinen Verleih mehr, verschiedene Schauspieler, die mit ihm gearbeitet haben, distanzieren sich im Zuge der #MeToo-Bewegung öffentlich von Allen.

Bei Ronan Farrow geht es immer um mehr als nur um seine Enthüllungen. Für zusätzliche Vibration sorgt seine Herkunft aus einem der bekanntesten und zerstrittensten Künstlerclans des Landes. Woody Allen rollt in seiner jüngst erschienenen und von den meisten amerikanischen Medien abschätzig besprochenen Autobiografie «Ganz nebenbei» die Missbrauchsvorwürfe an ihn auf und spart nichts aus, was selbst abgebrühte Psychotherapeuten erröten lässt. So habe jedes Mitglied der Familie Farrow «seinen eigenen Schaden» gehabt, man habe das gesamte Spektrum abgedeckt: «Kriminalität und Vorstrafen, Selbstmord, Zwangseinweisung, und irgendwann wanderte ein Bruder wegen Kindesmissbrauchs in Gefängnis.»

Mia habe mit Ronan nackt in einem Bett geschlafen, bis er elf war. In seiner Biografie kommt Allen auch auf den gemeinsamen Sohn zu sprechen und wie dieser immer wieder interveniert habe, wenn seine Geschwister über Manipulation und Missbrauch durch die Mutter auspacken wollten: Mia Farrow hat vier leibliche und zehn adoptierte Kinder. Ein weiteres Kind hat sie nach wenigen Tagen an eine andere Familie weitergegeben. Ihr Sohn Thaddeus beging Selbstmord, Tam Farrow litt an Depressionen und soll an einer Überdosis Tabletten gestorben sein, Lark starb nach einer langen Drogenabhängigkeit an Aids. Ronan habe erfolgreich dafür gesorgt, schreibt Woody Allen, dass Zeitungsberichte entschärft wurden oder nicht erschienen – zuvor hatte er exakt diese Form der Einflussnahme bei Harvey Weinstein angeprangert. Darin erkennt Ben Smith die systemimmanente Heuchelei liberaler Medien: Wenn es gegen den erklärten Feind geht, ist jede Geschichte und jede Theorie erlaubt. ○

## Affären

# Genie des politischen Überlebens

**Benjamin Netanjahu hält sich seit zehn Jahren an Israels Spitze. Jetzt muss er vor Gericht. Blick ins Handwerk des «Principe» von Jerusalem, der selbst Machiavelli in den Schatten stellt.**

Vor dem Jerusalemer Bezirksgericht begann am Sonntag der Korruptionsprozess gegen Israels Premierminister Benjamin Netanjahu. In jedem anderen Land wären Politiker unter der Last der happigen Vorwürfe vermutlich längst zurückgetreten. Nicht aber Netanjahu, zumal laut israelischem Gesetz nur angeklagte Minister aus dem Amt ausscheiden müssen.

Anklage hin oder her: Bibi, wie ihn Freund und Feind nennen, bleibt im Zenit der Macht. Soeben ist er, wenige Tage vor Prozessbeginn, zum fünften Mal in Folge zum Premierminister ernannt worden, obwohl jedermann wusste, dass die Anklageschrift drei gravierende Punkte enthält: Untreue, Betrug und Bestechlichkeit.



*Pragmatischer Hardliner:* Politiker Netanjahu.

Einmal mehr hat sich Netanjahu als Genie im politischen Überleben bewiesen. Das ist an und für sich schon eine beachtliche Leistung. In Israel, wo in der Politik mit sehr harten Bandagen gekämpft wird, erst recht.

### Absolute Loyalität

«King Bibi» nennen ihn viele, nicht nur zu Hause, sondern auch im Ausland. Der Chef der Nation mit nur neun Millionen Einwohnern trifft sich auf Augenhöhe mit Donald Trump, Wladimir Putin oder Angela Merkel. Netanjahu versteht sich darauf, eine Kongruenz der Interessen zu finden – und sie auch zu nutzen. Deshalb unterhält er Kontakte zu Staaten, die Israel nicht offiziell anerkannt haben, zum Beispiel mit sunnitischen Regimes am Persischen Golf, die seinen Respekt vor der atomaren Ausrüstung Teherans teilen.

Dass er die Kooperation arabischer Staaten ermöglicht, ohne Kompromisse eingehen zu müssen, imponiert seinen Anhängern. Machiavelli, der Staatsphilosoph der Renaissance, hätte Netanjahu einiges abschauen können. Par-

teiinterne Gegner stellt er kalt, indem er ihnen Jobs als Botschafter in Washington oder in New York offeriert. Seine Macht sichert er, indem er auf absolute Loyalität pocht. Wem Bibi misstraut, der wird bei der Verteilung der Ministerposten übergangen.

Mit einem geschickten Schachzug holte Netanjahu seinen Widersacher Benny Gantz von der Partei Blau-Weiss ins Boot. Weil es ein Teil der Gantz-Verbündeten ablehnt, unter einem angeklagten Premier zu dienen, hatte das einen für Bibi willkommenen Nebeneffekt: Blau-Weiss spaltete sich. Im Grunde genommen hat Bibi jetzt keine Gegner mehr, die ihm gefährlich werden könnten.

### Seine wichtigsten Mittel

Wenn da bloss die Justiz nicht wäre. Weil er ihr nicht traut, appelliert er an das «Wir-Gefühl» in der Bevölkerung. Obwohl er seit 2009 ununterbrochen Regierungschef ist, stellt sich der siebzigjährige Vollblutpolitiker als Zielscheibe der Mächtigen dar. Gekonnt solidarisiert er sich mit Bürgern an der Peripherie, die vom Hightech-Boom kaum profitiert haben und den Lebensstil in der Metropole Tel Aviv als fremd empfinden. Dass sie ihm, dem weltoffenen, hedonistischen, machtwortverwöhnten Politiker, der sich gern als CEO der Start-up-Nation gibt, das Bekenntnis zu den Randregionen abnehmen, gehört zu Netanjahus wichtigsten Mitteln, um an der Macht zu bleiben.

Es ist ein Mittel, das er jetzt im Kampf gegen die Justiz einsetzt: Wenige Minuten vor Prozessbeginn ging er zum Gegenangriff über. Das sei kein Prozess gegen ihn, sondern gegen seine Partei und deren Verbündete. Er spricht von einem «Coup der Justiz», die das Verdikt der Bürger, die ihn als Premier wollen, nicht respektiere.

Geschliffen gibt er sich als Hardliner, der keine Kompromisse mit den Nachbarn eingeht, und als Ideologe, der die Westbank annektieren werde. Doch Bibi ist ein Pragmatiker, der in all den vielen Jahren an der Spitze der Regierung die besetzten Gebiete Israel nicht einverleibt hat. Raffiniert jongliert er zwischen rhetorischem Feuerwerk und flexibler Politik. Er wägt die Risiken ab – und entscheidet sich in der Regel für eine Option ohne Abenteuer.

Der Prozess wird sich über mehrere Jahre hinziehen. Das Urteil kann anschliessend ans Oberste Gericht weitergezogen werden. Bis zum definitiven Verdikt wird Netanjahu vermutlich seinen achtzigsten Geburtstag feiern dürfen. *Pierre Heumann*

# Das Trauma von Trianon

Vor genau hundert Jahren wurde die Nation Ungarn durch den Vertrag von Trianon zerfleischt. Wer Trianon nicht versteht, wird Ungarn und Viktor Orbán nie verstehen.

Von Kurt W. Zimmermann

Am Monument in der Alkotmány-Strasse, gleich hinter dem Parlament, fräsen die Steinmetze derzeit die letzten Gravuren in den Granit. Bis zum 4. Juni muss das Monument fertig sein.

Es ist ein gewaltiges Monument. Zwei gigantische Steinblöcke, beide hundert Meter lang. Im Granit sind die Namen von 13 000 Städten und Dörfern eingraviert. Es sind die Ortschaften, die vor hundert Jahren zur ungarischen Nation gehörten.

## Rache der Alliierten

Dann, am 4. Juni 1920, wurden 9800 der 13 000 Städte und Dörfer der ungarischen Nation entrissen und an die Nachbarländer verteilt. Am 4. Juni 1920 wurde bei Paris der Vertrag von Trianon unterzeichnet. Ungarn verlor dabei fast 70 Prozent seiner Fläche. Das Land wurde von den Siegermächten des Ersten Weltkriegs erbarmungslos zerhackt.

Hundert Jahre später wird nun Ministerpräsident Viktor Orbán das Trianon-Monument hinter dem Parlament einweihen. «Nie in der Geschichte hat ein Land einen solchen Blutverlust überlebt», sagt er zum Trianon-Vertrag. In diesem Punkt geben ihm die Historiker recht. Die Zerstörung des historischen Ungarns ist in ihrer Härte tatsächlich unvergleichlich.

Bis heute schneidet das Trauma von Trianon, wie sie es nennen, tief in die ungarische Seele ein. Wer Trianon nicht versteht, wird Viktor Orbán und Ungarn nicht verstehen können. Er wird ihr Verhalten in der Flüchtlingskrise nicht verstehen und auch nicht, warum nun in Mitteleuropa rund um die Visegrád-Staaten ein neues Machtzentrum in der EU entsteht.

Mit dem Vertrag von Trianon schrumpfte das Staatsgebiet des Königreichs Ungarn im Jahr 1920 von 325 000 auf 93 000 Quadratkilometer. Es war die Rache der Alliierten aus Frankreich, Italien und Grossbritannien am Kriegsverlierer Österreich-Ungarn, das im Ersten Weltkrieg an der Seite von Deutschland gestanden war. Ungarns vormaliges Territorium wurde in der Folge aufgeteilt auf die heutigen Länder Slowakei, Tschechien, Österreich, Italien, Slowenien, Kroatien, Serbien, Bosnien-Herzegowina, Ukraine, Polen, Montenegro und Rumänien.

Die Beute Ungarn wurde bereits verteilt, lange bevor der Erste Weltkrieg vorüber war. Im Geheimvertrag von London von 1915 beispielsweise sicherten die Alliierten dem vorher neutralen Italien Teile von Ungarn zu, falls es auf ihre Seite schwenke. Italien trat darum in den



Das Land verlor fast 70 Prozent seiner Fläche.

Krieg ein. Als Belohnung bekam es später die vormals ungarische Region von Rijeka und dazu von Österreich Südtirol und das Trentino.

Das noch bessere Beispiel für das Trauma von Trianon ist Transsilvanien, eine Region, doppelt so gross wie die Schweiz. Schon 1916, mitten im Krieg, versprachen die Alliierten dem Königreich Rumänien dieses ungarische Schmuckstück, falls es an ihrer Seite in den Krieg eintrete. Rumänien machte darauf sofort mobil. Gegen Österreich-Ungarn erlitt die rumänische Armee dann zwar eine vernichtende Niederlage. Dennoch wurde Rumänien im Vertrag von Trianon mit Transsilvanien belohnt.

## Solidarität mit den Habsburgern

In Transsilvanien gibt es heute Hunderte von Städtchen und Dörfern, die ungarisch geblie-

ben sind. Rumänisch reden nur die Polizisten, die von Bukarest delegiert wurden. Insgesamt leben als Folge von Trianon noch rund drei Millionen Ungarn in angrenzenden Ländern. Sie haben Anspruch auf den un-

## Deutschland, der viel ärgere Aggressor, hat seine historischen Grenzen nahezu wieder.

garischen Pass, und Orbán unterstützt sie mit Abermillionen für Vereine und Kultur. Was die Ungarn dabei bis heute nicht verstehen: Die Rache der Alliierten am zweiten Kriegsverlierer Deutschland fiel ungleich milder aus. Im Vergleich zum Vertrag von Trianon war der Vertrag von Versailles von 1919 ein

Zuckerschlecken. Deutschland verlor dabei nicht über zwei Drittel seines Gebiets wie Ungarn, sondern gerade mal 13 Prozent, nur Westpreussen und das Elsass. Dennoch führte Versailles dann ziemlich schnurstracks in den Zweiten Weltkrieg.

Die Historiker sind sich heute einig. Man kann Ungarn nicht für den Ausbruch des Ersten Weltkriegs verantwortlich machen.

In Sarajevo wurde 1914 Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich vom serbischen Nationalisten Gavrilo Princip ermordet. Österreich-Ungarn erklärte darauf Serbien den Krieg, nachdem es sich vom Deutschen Reich zuvor militärische Unterstützung hatte zusichern lassen. Innert weniger Tage eskalierte die lokale Affäre zum Weltenbrand, weil nun auch Serbiens Schutzmacht Russland und dessen Verbündeter Frankreich losschlugen.

Deutschland sehnte sich nach Krieg, Russland wollte Krieg, Frankreich wünschte Krieg, Österreich suchte Krieg. Ungarn versuchte erst, sich herauszuhalten. Budapest musste aber schliesslich aus Solidarität innerhalb der Doppelmonarchie mit den Habsburgern aus Wien mitmarschieren.

Ungarn war damals gleich gross wie Deutschland. Ungarn, wie Deutschland, verlor den Krieg und wurde 1920 schonungslos zerstört. Deutschland, der viel ärgere Aggressor, aber hat heute seine historischen Grenzen nahezu wieder. Und Merkel-Berlin erteilt heute Orbán-Budapest ständige Lektionen, wie es sich politisch gefälligst zu benehmen habe.

### «Schande Europas»

Ungarn war 1920 leicht zu filetieren. Das Land war ein heterogener Flickenteppich ohne ethnische Einheit. Nur etwa die Hälfte der Ungarn sprach Ungarisch. Die Siegermächte zerstückelten darum Österreich-Ungarn in Trianon beim Nachmittagstee und gründeten zudem zwei künstliche Nachfolgestaaten, die Tschechoslowakei und Jugoslawien. Sie hofften, damit die Bedrohung durch das neuerdings bolschewistische Russland besser bremsen zu können als mit einem Königreich Ungarn, das zwar eine lange Geschichte, aber weniger inneren Zusammenhalt hatte.

In der Flüchtlingskrise von 2015 wurde dieses historische Erbe deutlich spürbar. Ungarn reagierte mit einer Art Trianon-Trotzreflex. Viktor Orbán widersetzte sich der Grenzöffnung für Migranten, die durch die Willkommenskultur in der EU massiv gefördert wurde, und zog seinen Zaun hoch. Orbán musste sich darum als «Schande Europas» bezeichnen lassen. In Ungarn wuchs seine Popularität. Von Westeuropa, von dort, wo unsere Zerstörer von 1920 sitzen, so der Tenor im Land, müssen wir uns gar nichts mehr diktieren lassen.

Ministerpräsident Viktor Orbán wird am 4. Juni bei der Einweihung des Trianon-

Monuments dennoch keine allzu nationalistische Rede halten. Er wird nicht zur Wiederherstellung des früheren Grossungarn aufrufen. Revanchismus ist nicht sein Ding.

Denn Orbán hat zwei Hüte auf. Er ist derzeit der erfolgreichste mitteleuropäische Innenpolitiker und zugleich der ambitionierteste Aussenpolitiker der Region. Es ist schwierig, beides zu vereinen.

Als Innenpolitiker setzt Orbán auf nationalistische Töne. Dazu braucht er äussere Feinde. Der übelste Feind sitzt in Brüssel, wo aus Orbáns Sicht heimatlose Bürokraten auf die Zerstörung von Christentum, Familie und Vaterland in Europa hinarbeiten. Ergänzt werden sie durch den in Budapest geborenen amerikanischen Milliardär George Soros, der mit seinen finanzstarken Stiftungen Orbáns Schreckbild der «offenen Gesellschaft» durchzusetzen versucht. Der Vorteil dabei ist: Brüssel wie Soros sind weit weg.

### Gegner in Brüssel, Paris und Berlin

In der Nähe ist es anders. Verbale Angriffe auf Nachbarländer und deren ungarische Trianon-Beute, die naheliegendste Form von Nationalismus, lässt Orbán in aller Regel bleiben. Viel wichtiger ist ihm die freundschaftliche Zusammenarbeit in der Region. Selbst zu Rumänien hat sich das Verhältnis entspannt, seit dort Namensvetter Ludovic Orban Ministerpräsident ist, der Sohn eines ethnischen Ungarn. Auch mit Serbiens Präsident Aleksandar Vucic versteht er sich gut.

Orbán ist zudem der aktivste Ministerpräsident der Visegrád-Gruppe, in der sich die EU-Länder Slowakei, Tschechien, Polen und Ungarn zusammengeschlossen haben. Er hat sie als Gegengewicht zur deutsch-französischen Dominanz in Brüssel etabliert. So blockierten die Dissidenten aus Mitteleuropa erfolgreich die geplante Umverteilung von Flüchtlingen und wehrten sich ebenso effizient gegen Beschneidungen nationaler Souveränität, gemäss denen Brüssel ständig die Gesetze der Mitgliedstaaten zu kontrollieren habe. EU-Verfahren gegen Polen oder Ungarn sind oft hoffnungslos, weil die vier von Visegrád sich mit ihrem Veto gegenseitig schützen.

Orbán weiss natürlich genau, dass seine Gegner in Brüssel, Paris und Berlin schon lange darauf warten, den Wortführer der internen EU-Abweichler zum Schweigen zu bringen. Darum wäre es für ihn tödlich, wenn er sich in seiner Region isolieren würde. Er setzt darum auf nachbarschaftliche Kooperation.

Das ist die andere Seite von Trianon. Die Nachbarländer Ungarns haben sich seinerzeit über zwei Drittel des ungarischen Staatsgebiets einverleibt. Es war die grösste Katastrophe der ungarischen Geschichte, eine Demütigung, die bis heute nachbebt.

Aber jede politische Katastrophe wird irgendwann von der Realpolitik eingeholt. ○

## Gesundheit

### Corona-Nachwehen für Spitäler

Mit der Lockerung der Epidemiemassnahmen dürfen sich Ärzte und Spitäler wieder stärker auf ihre angestammten Aufgaben konzentrieren. Nachdem Krankenhäuser wochenlang auf Befehl umfangreiche Kapazitäten für den Fall einer Covid-19-Welle frei gehalten hatten, wird der Normalbetrieb wieder hochgefahren. Verschobene Behandlungen können nachgeholt werden. Laut Schätzungen wurden wohl gut zwei Drittel der Operationen wegen Corona storniert, was in gravierenderen Fällen Lebensjahre gekostet hat. Hinzu kommt die finanzielle Belastung für Ärzte und Spitäler aus den wochenlangen Einnahmeausfällen.

Gerade jetzt, mitten im Hochfahren des Spitalbetriebs, kommt der Bundesrat mit einem Paket zur Kostendämpfung in der Krankenversicherung, dies auch als Ant-

Kolumne präsentiert von  
Klinik Pyramide am See



wort auf die bevorstehende Kostenbremse-Initiative der CVP. Er will zur Entlastung der obligatorischen Krankenversicherung Zielvorgaben bezüglich Kostenwachstum – und nötigenfalls Korrekturmassnahmen – einführen. Gebiete wie Herzmedizin oder Orthopädie mit den Gelenkoperationen zeigen ein starkes Ausgabenwachstum, auch weil die Vorgabe von Mindestfallzahlen und die Entschädigung via Fallpauschalen den regulierten Spitälern den Anreiz zur Mengenausweitung geben.

Der Bundesrat will nun mit noch mehr Planwirtschaft gegen die eben durch Planwirtschaft bedingten falschen Anreize vorgehen. Wiesoll das gut kommen? Dabei bräuchte es vor allem auch unter den Spitälern mehr Wettbewerb statt Regulierung. Auch wenn die Spitalleitungen im Moment berechtigterweise heftig über die Corona-bedingten Ertragsausfälle und die zusätzlichen Kosten klagen: Spitäler mit einem Leistungsauftrag haben nicht viel zu befürchten. Ihr Defizit wird ungeachtet der Nachfrage und der Qualität durch den Steuerzahler ausgeglichen. Nicht so bei den privaten Vertragsspitälern, die durch Qualität und guten Ruf im Wettbewerb überzeugen müssen. Frank Weiss

# Dr. Winkelried gegen die Herde

Stefan Homburg ist womöglich der mutigste Ökonom Deutschlands. Als er sich gegen die aus seiner Sicht übertriebene Pandemiepolitik der Regierung auflehnte, brandete ihm ein Shitstorm der Windstärke 10 entgegen. Wie ist es ihm ergangen? Was sind seine Argumente? *Von Beat Gygi*

Stefan Homburg ist so etwas wie der Arnold Winkelried unter den deutschsprachigen Ökonomen. Der 59-jährige Wirtschaftswissenschaftler und Mathematiker, Direktor des Instituts für öffentliche Finanzen an der Leibniz-Universität Hannover, mit langer Erfahrung in wissenschaftlicher Politikberatung hat sich in der Corona-Krise derart offensiv der regierungstreuen Front entgegengeworfen, dass vor allem in den sozialen Medien massiv auf ihn eingestochen wurde. Besonders gross war die Erregung um den 9. Mai herum, als Homburg an einer Demonstration für Grundrechte in Stuttgart als Redner vor ein Publikum von Tausenden Freiheitsdurstigen getreten war. Was waren seine Erwägungen für einen solchen Auftritt ausserhalb Hörsaal, Doktorandenseminar oder Expertenpanel? «Eigentlich bevorzuge ich Interviews und Aufsätze in etablierten Medien, im öffentlich-rechtlichen Rundfunk oder in grossen Zeitungen, aber beim Corona-Thema war mir das nur sehr beschränkt möglich, also dachte ich an neue Formen der Kommunikation», sagt Homburg im Gespräch.

## Nüchterne Kritik

Das wilde Format der Demonstration wurde also zur ernsthaften Alternative für den etablierten Wissenschaftler mit gepflegtem Auftreten, den bekannten Autor (mit Kollegen) von Lehrbüchern zu Makroökonomie oder Steuerlehre in 7. und 9. Auflage, übersetzt in ein halbes Dutzend Sprachen? «Seit meiner Studenzeit war ich nie mehr an einer Demo, nun versuchte ich es erstmals wieder mit einer solchen Teilnahme», meint er und fügt gleich an: «Dieses Format werde ich aber nicht wiederholen.» Bei solchen Auftritten, so Homburg, habe man zu vieles nicht selber unter Kontrolle, etwa den genauen Ablauf des ganzen Programms. Es sei vereinbart gewesen, dass er als erster Redner spreche, gleich nach dem Vortrag habe er seine fünfstündige Rückreise nach Hannover angetreten und später erfahren, dass da auch sogenannte Verschwörungstheoretiker aufgetreten seien – was dann in grossen Zeitungen das Thema gewesen sei.

Homburgs Rede an der Kundgebung bestand primär aus nüchterner Kritik. Er erwähnte die Wissenschaftler, deren Reputation er im Zusammenhang mit Corona hoch einschätzt: John Ioannidis von der Stanford University sowie die in Deutschland tätig gewesenen Wolfgang Wodarg und Sucharit Bhakdi,



«Der Lockdown war ein Irrtum»: Wissenschaftler Homburg.

die alle drei die Panikmache um Covid-19 als übertrieben einstufen. Scharf kritisierte er den Beschluss von Bundeskanzlerin Merkel und der Länder-Ministerpräsidenten vom 15. April: Zu diesem Zeitpunkt hätten bereits alle Daten vorgelegen, die zeigten, dass der Lockdown vom 23. März ein Irrtum gewesen sei – und trotzdem habe man diesen weitergeführt, habe die wissenschaftlichen Angaben ignoriert und den horrenden wirtschaftlichen Schaden in Kauf genommen. Offensichtlich, so Homburg zum Publikum, gehe es den Politikern nicht mehr um Gesundheit, nein, der Lockdown selber scheine zum Zweck geworden zu sein. Er kritisierte zudem die gleichgeschalteten Medien und zog Vergleiche mit der Situation 1933 in Deutschland.

Die «überwiegend regierungstreue» Medienwelt in Deutschland begegnet Homburg ablehnend. Am 15. April schaffte er es mit einem Gastbeitrag in die etablierte Zeitung *Welt*, und dieser führte dann zum Auftritt mit der allergrössten Wirkung: zum Video-Interview vom 17. April mit der früheren Fernsehmoderatorin Milena Preradovic auf ihrem eigenen Youtube-Kanal – mit mehr als einer Million Klicks geriet er mitten ins öffentliche Scheinwerferlicht. Seine Botschaft im Video: Die Reproduktionskurve habe schon vor dem Lockdown vom 23. März gezeigt, dass die Infektionswelle

bereits am Abflachen war, also seien die Lähmung der Wirtschaft und die fast unglaublich hohen Kosten für die Menschen unnötig und unwirksam gewesen. Er verwies auf eigene Berechnungen und auf offizielle Daten des staatlichen deutschen Robert-Koch-Instituts, das als Zentrale zur Erkennung, Verhütung und Bekämpfung von Krankheiten mit dem Gesundheitsministerium zusammenarbeitet.

Die von Homburg ins Spiel gebrachte Grafik machte sogleich in mehreren Fernseh-Talkshows in Deutschland die Runde und Furore. «Wer vernünftig ist, muss sagen: Wir haben Fehler gemacht», meint Homburg dazu. Aber die Bundeskanzlerin habe den wissenschaftlichen Stand der Erkenntnis ignoriert und stattdessen auf zwei Wissenschaftler gehört, die schon 2009 bei der Schweinegrippe durch alarmistische Warnungen und Forderungen aufgefallen seien: die Virologen Christian Drosten und Alexander Kekulé; beide haben seit Wochen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk ihre Sendefenster. Nach der Verbreitung seiner Botschaft auf Youtube – wo missliebige Videos auch mal ungefragt gelöscht wurden – war es laut Homburg dann die *Bild*-Zeitung, die in Deutschland am wenigsten Hemmungen zeigte, seine Argumente zu diskutieren.

Woher kommen denn Gegenkräfte gegen den diktatorischen Kurs der Regierung? Vom



Volk her? Vom Föderalismus her? In Deutschland haben die Bundesländer doch ihre eigenen Befugnisse, ist von daher nicht Widerstand gegen die Zentralregierung zu erwarten? Homburg winkt ab. Klar, vom Gesetz her liege die Epidemie-Kompetenz bei den sechzehn Bundesländern, aber deren Ministerpräsidenten hätten sich lange Zeit im Rahmen der «16+1»-Gespräche hinter der Kanzlerin versteckt und alles mitgemacht. Erst in jüngster Zeit hätten Länder mit weniger Corona-Fällen unter dem Druck der Bevölkerung energischer auf Öffnung gedrängt als etwa das stark infizierte Bayern mit dem unsteten Kurs von Ministerpräsident Söder. Es gebe also immerhin zaghafte Lebenszeichen eines wettbewerblichen Föderalismus, das sei möglicherweise ein Signal, dass der Souverän allmählich wieder etwas an Macht gewinne.

So gesehen, war es also übertrieben von ihm, den Lockdown mit Deutschland im Jahr 1933 zu vergleichen? Nein, meint er: «Beim Lockdown hatten wir meiner Ansicht nach

### «Beim Lockdown hatten wir wirklich eine Situation vergleichbar mit Januar 1933.»

wirklich eine Situation vergleichbar mit Januar 1933: Das Parlament tagte nicht mehr, Demonstrationen waren verboten, Gerichte wiesen alle Einsprachen ab, die Medien meldeten alle das Gleiche. Das war eine ernste Lage.» Ganz ähnlich sei in Deutschland 1933 die Diktatur eingeleitet worden. «Aus wissenschaftlicher Sicht lassen sich aus dem Lockdown wertvolle Erkenntnisse gewinnen über die Art und Weise, wie ein gesellschaftlicher Herdentrieb entstehen kann», fügt er an. Es sei beklemmend, wie die Leute im Glauben an Schauergeschichten plötzlich bereit seien, sich zu fügen und andere zu überwachen. Klar, die Gegenkräfte seien jetzt stark genug zum Glück, aber es sei deutlich geworden,

wie dünn die Schicht der Demokratie sei. Und man sei noch nicht über den Berg. – In welcher Hinsicht?

### Unterstützung aus der Wissenschaft

Der Begriff der neuen Normalität ist es, an dem sich Homburg stört, unter diesem Titel werde jetzt laufend unterschwellig angedroht, dass der Staat von nun an sagen werde, was gestattet sei und was nicht. Schon nur der Hinweis auf eine zweite Infektionswelle eröffne ein ganzes Arsenal von Drohungen für den Fall, dass behördliche Anweisungen nicht eingehalten würden. Die Wirtschaft sei durch die versprochenen Entschädigungen und Subventionen weitgehend eingebunden worden. All das verändere die politische Stimmung im Land wesentlich, Angst greife um sich. Er erhalte viele Rückmeldungen von Wissenschaftlern, die ihn unterstützten, sich aber nicht öffentlich äussern möchten, da sie mitten in ihrer Karriere auf Forschungsgelder oder Drittmittelaufträge achten müssten.

Homburg seinerseits hat sich schon in früheren Zeiten als Kritiker der Europäischen Währungsunion und der Euro-Rettungsaktionen eine dicke Haut zugelegt und meint zur gegenwärtigen Situation: «Ich finde mich mit dieser neuen Normalität nicht ab, ich will zurück zur alten Normalität.» Schützt denn die Verfassung den Bürger eigentlich nicht vor staatlicher Willkür? Doch, er sieht eine gewisse Hoffnung in Artikel 80 des Grundgesetzes. Darin steht, dass Rechtsverordnungen der Exekutive bezüglich Inhalt, Zweck und Ausmass durch ein entsprechendes Gesetz abgedeckt sein müssen. Für die Corona-Politik sei das Infektionsgesetz massgebend, und was die Regierungen von Bund und Ländern beschlossen hätten, gehe weit über diese Gesetzesgrundlage hinaus. Homburg hält es für sehr wahrscheinlich, dass eine Welle juristischer Verfahren auf den Staat zukommen wird. ○



Thiel

## Theaterpause

Von Andreas Thiel

**Simonetta:** Ich verstehe nicht, warum man Tell zum Helden hochstilisiert. Indem Tell die neuen Verhaltensregeln ignoriert, gefährdet er das Leben anderer.

**Alain:** Tell setzt lieber das Leben seines Sohnes aufs Spiel, als sich an die Regeln zu halten.

**Karin:** Hätten die Habsburger eine Kesch gehabt, hätte diese eingegriffen.

**Guy:** Tell wird auch so verhaftet.

**Viola:** Ja, aber dann lässt man ihn ans Ruder. Welcher Idiot lässt einen Gefangenen ans Steuer eines Gefangenentransports?

**Alain:** Stellt euch vor, Gessler hätte statt der Empfehlung, einen Hut zu grüssen, die Empfehlung erlassen, einen Mundschutz zu tragen. Was hätte Tell dann getan? Auf den Gessler geschossen?

**Guy:** Er hat auch so auf den Gessler geschossen.

**Simonetta:** Aber nur, weil diese Habsburger-Hasserin regierungsfeindliche Propaganda verbreitet.

**Ignazio:** Welche Habsburger-Hasserin?

**Simonetta:** Diese links-rechts-extreme Esoterikerin, die Stauffacherin. Und ihr Mann und die anderen beiden Verschwörungstheoretiker verbreiten die Fake News, die Habsburger würden die Herrschaft über die Schweiz anstreben.

**Viola:** Die einzige Verschwörung, die ich sehe, ist diese Rütlierverschwörung.

**Karin:** Wer wäre denn an Gesslers Stelle bereit, so grosse Verantwortung zu tragen und Entscheidungen für alle zu fällen?

**Ignazio:** Der Gessler hat sicher auch Fehler gemacht. Aber das macht schliesslich jeder.

**Simonetta:** Die Landbevölkerung war politisch schon immer etwas zurückgeblieben. Das ist auch heute noch so, wenn man das Abstimmungsverhalten anschaut.

**Karin:** Vermutlich würden diese Verschwörungstheoretiker heute noch habsburgerfeindliche Propaganda verbreiten, wenn Gessler nicht auf tragische Weise ums Leben gekommen wäre.

**Alain:** Eigentlich ist Gessler der wahre Held der Geschichte. Ihm müsste man ein Denkmal errichten.

**Ueli:** Weshalb trägst du eigentlich neuerdings einen Hut?



Sendefenster im öffentlich-rechtlichen Rundfunk: Merkel, Virologen Drosten (l.) und Kekulé.

# Nehmt mir das Lauberhorn nicht weg

Steht man als Rennfahrer auf der Lauberhornschulter, erlebt man wahre Glücksgefühle. Das ist Magie pur. Die Abfahrt von Wengen aus dem Weltcup zu streichen, wäre ein Riesenfehler. Als Österreicher setze ich auf die schweizerische Kompromissfähigkeit! *Von Franz Klammer*



«Für mich eine Herzensangelegenheit»: Seriensieger Klammer in Wengen, 1976.

Als ich hörte, dass in der Schweiz ernsthaft über die Streichung der Lauberhornrennen diskutiert wird, war ich geschockt – nicht nur, weil ich mit meinen vier Siegen in Wengen einige der schönsten Erinnerungen meiner Karriere verbinde. Das Lauberhorn ist neben dem Hahnenkamm in Kitzbühel *das* Skirennen schlechthin. Die Abfahrt verkörpert unseren Sport wie kaum ein anderer Anlass. Erhält man die Gelegenheit, diese Strecke zu befahren, erlebt man zweieinhalb Minuten puren Spass. Und auch der Slalom gehört zu den Klassikern des Wintersports. Wer in Wengen siegt, hat einen Eintrag in die Geschichtsbücher auf sicher – und für einen Österreicher gibt es fast nicht viel Schöneres, als wenn er dieses wunderbare Rennen gewinnen kann. Deshalb hat der Streit um die Zukunft dieses Anlasses auch Österreich in Aufruhr versetzt.

Würden die Lauberhornrennen wirklich nicht mehr stattfinden, wäre dies tragisch für den ganzen Skisport. Nur schon dass darüber diskutiert wird, ist unverständlich und beschädigt die Glaubwürdigkeit unseres Sports. Dieser Termin gehört in den Kalender – ohne Wenn und Aber. Und egal, wie gross die Differenzen auch sind: Man muss einen Kompromiss finden, um die Zukunft dieser Rennen zu sichern.

## Fahrt in eine andere Welt

In Österreich wäre es schlicht undenkbar, dass man ernsthaft über die Streichung der Hahnenkammrennen in Kitzbühel diskutieren würde. Wie das Lauberhorn besitzt diese Abfahrt eine Ausstrahlung, die weit über den Sport hinausgeht: touristisch, gesellschaftlich, wirtschaftlich. Die Fernsehbilder dieser Ereignisse gehen um die Welt und besitzen

einen immensen Werbeeffect. Es käme auch niemandem in den Sinn, das Formel-1-Rennen von Monte Carlo, das Ski-Fest vom Holmenkollen oder das Tennisturnier von Wimbledon aus dem Kalender zu kippen. Der Sport lebt von legendären Anlässen und Orten – und dazu gehören Kitzbühel und Wengen definitiv.

Es erstaunt mich, dass die Verhandlungen so aggressiv geführt wurden. Dass man den Streit vor dem Sportgericht austrug, ist schwer nachvollziehbar. Ein Fragezeichen setze ich hinter die Rolle von Swiss-Ski-Präsident Urs Lehmann. Ich hielt Lehmann immer für einen Mann des Sports – und nicht für einen Politiker. Er war selber ein erfolgreicher Rennfahrer und kennt die sportliche Bedeutung der Lauberhornrennen ganz genau. Dass er und der Verband nun einen Schritt zurück gemacht und die Türen für eine Einigung geöffnet haben, lässt erahnen, wie gross der öffentliche Druck geworden ist.

Mein persönlicher Terminkalender lässt einen Besuch der Lauberhornrennen leider nicht jedes Jahr zu. Das letzte Mal war ich vor zwei Jahren dort, als Bernhard Russi seinen Dokumentarfilm vorstellte. Da spürte ich den Mythos dieses Ortes wieder ganz deutlich. Allein die Anreise aus Lauterbrunnen mit der Bahn ist ein Erlebnis – sozusagen wie die Fahrt in eine andere Welt. In Wengen ist noch vieles wie früher – und das ist gut so. Jeder Skisport-Fan und die Fahrer sowieso sind von diesem Anlass fasziniert. Steht man auf der Lauberhornschulter am Start, erlebt man als Sportler wahre Glücksgefühle. Eiger, Mönch und Jungfrau machen einen demütig und respektvoll. Ein Skirennen in einer solch grandiosen Umgebung spiegelt die Magie unseres Sports.

Und auch die Strecke und ihre Passagen sind jedem Ski-Fan ein Begriff: Hundschopf, Minschkante, Canadian Corner, Haneggsschuss. Und nicht zu vergessen das Österreicherloch – wo 1954 die Hoffnungen meiner Landsleute reihenweise versenkt wurden. Für mich war diese Stelle aber nie ein störender Faktor, von einem «Loch» kann eigentlich nicht die Rede sein. Mittlerweile wurden die Buckel ohnehin abgetragen. So ist die Passage zwischen Silberhornsprung und Ziel-S kein grosses Hindernis mehr.

## Zum Glück schaltet sich Ogi ein

Die grösste Herausforderung an der Lauberhorn-Abfahrt ist aber ohnehin ihre Länge. Sie macht das Rennen so speziell. Es ist kein Zufall, dass die Entscheidung in der Regel erst in den letzten Passagen fällt. Wer in physischer Top-Verfassung ist, kann den Gegnern im letzten Rennviertel nochmals viel Zeit abnehmen. Mir ist dies bei meinem ersten Sieg fast in Perfektion gelungen. 1975 stellte ich mit 2:35,19 einen neuen Streckenrekord auf und nahm dem Zweitplatzierten, dem Italiener Herbert Plank, 3,54 Sekunden ab.

Sie spüren, dass Wengen für mich eine Herzensangelegenheit ist. Deshalb wäre es auch für mich persönlich eine Riesenenttäuschung, wenn die Lauberhornrennen verschwinden würden. Dass in Zermatt eine noch längere Abfahrt geplant ist, kann für den Skisport durchaus ein Impuls sein. Die Lauberhornrennen aber sind durch nichts zu ersetzen. Dass sich nun auch die Schweizer Politik um Dölf Ogi eingeschaltet hat, beruhigt mich. Ogi stammt aus der Region und kennt die Tragweite einer Streichung ganz genau. Er weiss aus eigener Erfahrung, was die Lauberhornrennen für Wengen, für die Schweiz – ja für den globalen Skisport bedeuten. Hier geht es nicht nur um ein einzelnes Rennen. Es geht um den Skisport als Ganzes.

Deshalb nochmals mein Appell an alle Involvierten: Die Lauberhornrennen müssen weiterbestehen. Sonst würde der Skisport eine seiner grössten Attraktionen verlieren. In diesem Bewusstsein müssen die Verantwortlichen alles daransetzen, einen nachhaltigen Konsens zu finden. Gefordert ist die schweizerische Kompromissbereitschaft.

Der Österreicher Franz Klammer, 66, Abfahrtsolympiasieger 1976, ist in dieser Disziplin der erfolgreichste Skifahrer der Geschichte. Aufgezeichnet von Thomas Renggli

# Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.erlenkönig.ch](http://www.erlenkönig.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.chlimbergsteig.ch](http://www.chlimbergsteig.ch)



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'271'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'494'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8070 **Dietikon**, Land Josef Tel. 044 316 13 11  
Preis CHF 901'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.duo-dietikon.ch](http://www.duo-dietikon.ch)



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'332'000.-, Bezug ab Herbst 2021  
[www.nidolino-ottenbach.ch](http://www.nidolino-ottenbach.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'371'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. EFH  
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 506'000.-, Bezug ab Herbst 2020  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung  
8470 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 1'100'000.-, Bezug ab Sommer 2021  
[www.calmacasa.ch](http://www.calmacasa.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Herbst 2021  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**  
Melden Sie sich bei unserem Chef 👍  
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

**Lerch&Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**.ch



Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

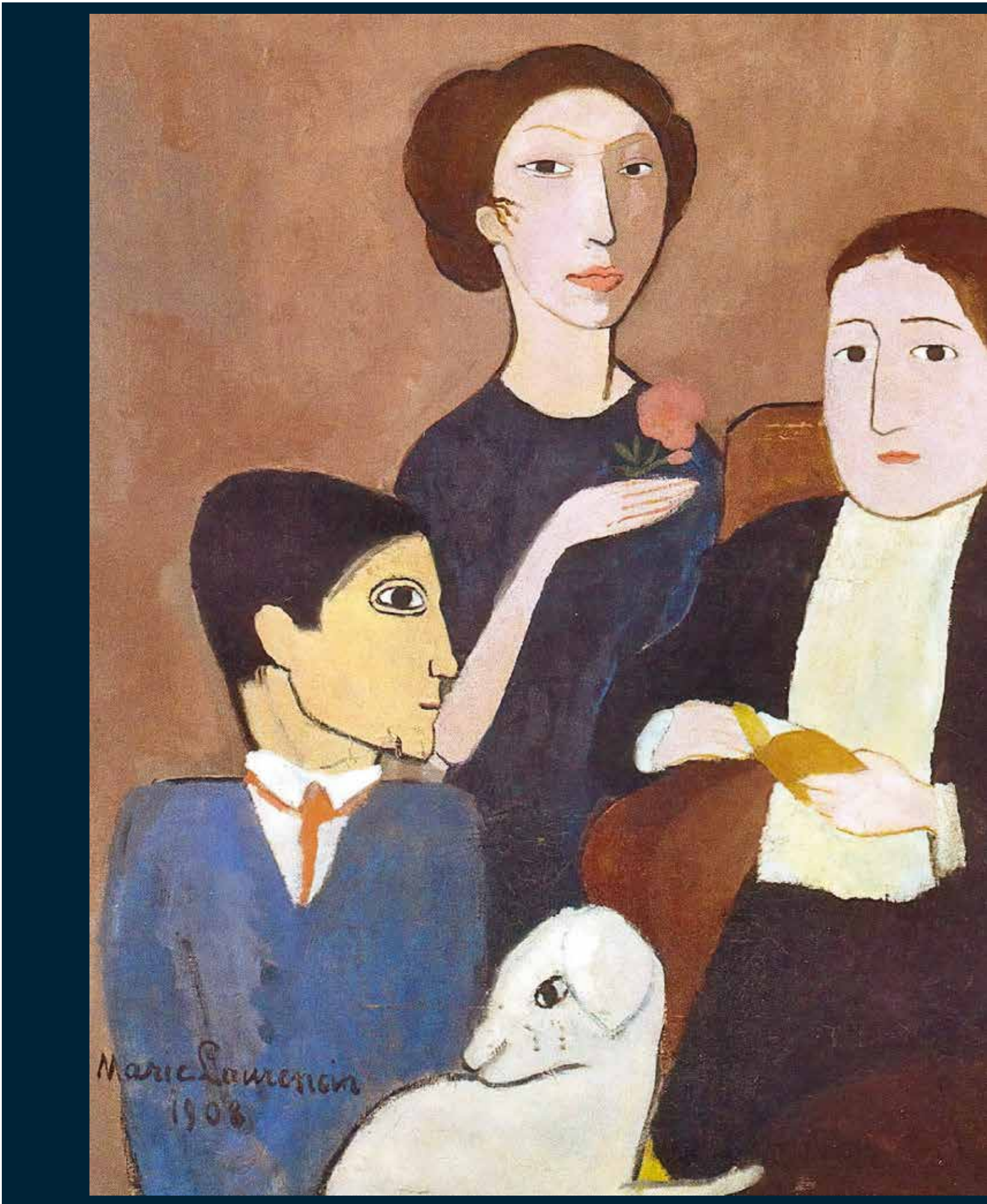


Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:

**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5

**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich

Stand April 2020



*Himmel der Freundschaft*: Marie Laurencin «Apollinaire et ses amis», 1908.



## Ikone der Woche

# Liebesbilder

Von Michael Bahnerth

Wahrscheinlich ist es so, dass es in den meisten Leben nur eine wirkliche, wahrhaftige, eine grosse Liebe gibt. In Marie Laurencins gab es zwei, und es scheint, dass das eine zu viel war. Laurencin, die als erste Frau Platz fand im Gruppenbild männlicher Maler, besass zwei Leidenschaften: die Liebe und die Malerei. Die Liebe liess sie leiden, die Malerei leben.

Abgöttisch beinahe liebte sie ihre Mutter, lebte mit ihr, zwei «Nonnen», wie sie sagte, in einem Haushalt. Da war kein Mann, kein Vater. 1907, sie war 24 Jahre alt, kam der Dichter Guillaume Apollinaire in ihr Herz. Sie fand in ihm einen Liebhaber, einen Vater, einen Seelenverwandten, einen Körper. Sie lebten die Liebe als chaotischen Sturm, der sie vorwärtsblies, mal ins Elysium, mal ins Verderben.

Dann kam der Tod, die Tragödie ihres Lebens. Ihre Mutter starb, und kaum war sie begraben, brach sie die Beziehung, nicht aber ihre Liebe zu Apollinaire ab. Vermutlich kam sie nicht darüber hinweg, dass geliebte Menschen sterben, die Liebe zu ihnen aber nicht, und dass eine gestorbene Liebe mehr schmerzen kann als eine gelebte, und so entschied sie sich für den kleineren Schmerz: die Einsamkeit.

Als Apollinaire später, nachdem er den Weltkrieg überlebt hatte, der Spanischen Grippe erlag, durchwanderte sie sämtliche dunklen Täler der Verzweiflung. Fortan hatte sie noch Liebchaften und halbherzige Ehen. Was sie noch lieben konnte, waren Rosen und die Malerei, und unerreichbar Apollinaire. Als sie 1956 starb, hielt sie im Sarg eine Rose, und auf ihrem Herzen lagen Liebesbriefe von ihm. Die Lage ihrer Gräber auf dem Friedhof Père-Lachaise – Apollinaire ist in Nummer 86 gebettet, Laurencin in Nummer 88 – ist ihre Liebe: Sie waren sich so nahe, wie sich zwei Menschen nur sein konnten, und doch lag stets etwas dazwischen.

1908 malte sie das Bild «Apollinaire et ses amis». Am linken Bildrand Picasso, auf seinem Schoss sein Hund Fricka, am andern Rand seine Geliebte, Fernande Olivier, die Frau, um die das Glück einen Bogen macht und die das Unmögliche versucht – trotzdem ein Paradiesvogel zu sein. Dazwischen eine wissende Marie mit Rose in der Hand, und als Gott oder Zentralgestirn in diesem Himmel der Freundschaft – Apollinaire.

Sie malte eine ganze Serie, als ob sie dieses flüchtige Glück festhalten wollte. Vier Freunde am Anfang ihrer Leben und in einer Zeit, die vorwärtsdrängt zu ihren eigenen Horizonten, ungestüm und wie unverletzbar, ohne Ahnung noch von den vielen Achillesfersen des Lebens, und dass ein Hund vielleicht glücklicher sein kann als ein Mensch.



*Kunsthistorische Züge:* Beau Chalamet.

Leben heute

## Ein bisschen Verwirrung darf sein

**Zart und heftig: Timothée Chalamet gehört zu den bedeutendsten Schauspielern seiner Generation. Mit seinen Outfits und seinem Schlafzimmerblick hat er eine «Chalamania» ausgelöst.**

*Von Claudia Schumacher*

**L**etztes Jahr, zu Gast bei «Quotidien» im französischen Fernsehen, wollte Timothée Chalamet eigentlich die ganze Sendung über Französisch sprechen. Aber dann fragte der Moderator, wie er das erlebe: den Erfolg von «Call Me by Your Name» und seinen neuen Status als grösster Schauspieler seiner Generation. Das war wohl zu viel des Guten: Chalamet, aufgewachsen in Manhattan, lachte nervös und kippte zurück ins Amerikanische: «I don't know, man.» Ein bisschen Verwirrung dürfte erlaubt sein: In den letzten Jahren hat sich das Leben des jungen Mannes, der sowohl

amerikanischer als auch französischer Staatsbürger ist, doch recht drastisch verändert.

### **Sinnlichkeit und Dringlichkeit**

2017 kam die Romanverfilmung «Call Me by Your Name» in die Kinos, einer der anrührendsten Liebesfilme des Jahrzehnts. In dem romantischen Coming-of-Age-Drama von Luca Guadagnino hatte Chalamet die Hauptrolle des Elio inne. Der Film spielt 1983 in einem endlosen Sommer in Norditalien und erzählt davon, wie sich der 17-jährige Professorensohn Elio in den 24-jährigen Studenten

Oliver verliebt, der Elios Vater assistiert. Elio ist ein talentierter Musiker. Wenn er nicht gerade etwas missmutig durch das grosse Sommerhaus seiner bildungsbürgerlichen Eltern schlendert, gefangen in seiner unausgegorenen Sexualität, dann komponiert er Variationen auf Johann Sebastian Bach, oder er liest. Bis er und Oliver sich nahekommen und die Welt der zwei jungen Männer aus den Fugen gerät. «Es gab vieles, was mich an der Rolle angesprochen hat», sagte Chalamet in einem Interview. «Eine Sache war die Komplexität; es ist selten, einen so jungen Charakter zu fin-

den, der einen derart heftigen, rasenden Kampf in sich austrägt.»

Chalamet spielte Elios erste grosse Liebe mit einer Sinnlichkeit und Dringlichkeit, mit einer so existenzialistischen Leidenschaft, dass man allein vom Zusehen für die Dauer des Films selber noch mal Teenager wurde. Chalamet wurde für seine herausragende Leistung 2018 für einen Oscar als bester Hauptdarsteller nominiert – mit nur 22 Jahren, der jüngste Nominierte in dieser Kategorie seit achtzig Jahren. Und dann hatte er plötzlich die Tochter von Vanessa Paradis und Johnny Depp an der Hand, die ihn ganz offensichtlich vergötterte, und die Paparazzi knipsten eifrig. Wäh-

### «Ich war völlig von der Kultur durchdrungen, und ich träumte sogar auf Französisch.»

rend Lily-Rose Depp ziemlich exakt so aussah wie ihre Mutter in jungen Jahren, erinnerte Chalamet neben ihr an den jungen Johnny Depp. Einen Hang zur Exzentrizität hat Chalamet jedenfalls: Auf dem roten Teppich ist er für seine flamboyanten Outfits bekannt: Blumenmuster, Knallfarben, Seide – dazu trägt er gerne Schlafzimerblick.

### Bildungsbürgerlich

Wie es sich für einen grossen Hollywood-Star gehört, ist das Auffälligste neben Chalamets Können sein Aussehen. Er ist eine Erscheinung. Auch wenn Wuschelhaar, markante Gesichtszüge und Androgynität hierbei zur bewährten Star-Rezeptur gehören, ist Chalamets Optik für einen Beau doch in einer Hinsicht eher neu: Er ist ungemein zierlich. Kindfrauen bringt Hollywood regelmässig hervor – aber Kindmänner? Es gab Michael J. Fox und Elijah Wood. Aber die waren drollig, nicht sexy. Somit ist Timothée Chalamet vielleicht der erste sexy Kindmann Hollywoods – mit aller Verwirrung, die das beim Betrachten hervorruft. Gut, dass der Knabe schon seit ein paar Jahren volljährig ist. Und gut für ihn, dass er trotz klassischer Schönheit den Durchbruch nicht in einem Actionfilm oder einer seichten Komödie feierte, sondern in einem Arthouse-Liebesfilm.

Ein Hang zum bildungsbürgerlichen Künstlertum scheint Timothée Chalamet in die Wiege gelegt zu sein. Er wuchs in Manhattan, New York, in einem Künstlerhaus auf. Seine Mutter ist eine Immobilienmaklerin und frühere Broadway-Tänzerin, die einen Abschluss in Französisch von der Elite-Universität Yale hat. Sie kommt aus New York und ist Jüdin; in ihrer Familie wimmelt es nur so von Film-Men-

schen und Künstlern. Chalamets Vater ist Franzose, arbeitet heute für die Unicef und war früher New-York-Korrespondent von *Le Parisien*. Während Chalamet aufwuchs, verbrachte er die Sommer in Frankreich nahe Lyon. «Ich war völlig von der Kultur durchdrungen, und ich träumte sogar auf Französisch», sagte er einmal in einem Interview gegenüber *La Presse*. «Sobald ich dort war, wurde ich zur französischen Version meiner selbst.»

### Hübsches Pony

Schon als Kind erschien Chalamet in Werbungen und Kurzfilmen, sein TV-Debüt machte er 2009 als Mordopfer in der US-Serie «Law & Order». Eine erste grössere Rolle bekam er in der feuilletonistisch gerühmten Serie «Homeland», in der er den Sohn des Vizepräsidenten spielte. In einer Sohn-Rolle kam er auch erstmals ins Kino, in Christopher Nolans «Interstellar». Viele Rollen folgten, Chalamet stürzte sich in die Arbeit, bald rühmten ihn die Kritiker: «Er überzeugt, selbst wenn er nur still beobachtet und auf die anderen Figuren reagiert. Wenn er wütend oder manisch explodieren



«Unsere Generation ist froh darüber, Dinge auf neue Art zu machen»: Chalamet (l.) im Arthouse-Hit «Call Me by Your Name».

muss, verblüfft er», schrieb der *Hollywood Reporter* über seine Leistung im Drama «Miss Stevens». Und die *New York Times* verglich ihn gleich mit James Dean.

Nach dem Durchbruch mit «Call Me by Your Name» war Chalamet an der Seite von Saoirse Ronan, einer von Hollywoods Kindfrauen, in Greta Gerwigs Coming-of-Age-Drama «Lady Bird» (2017) zu sehen, das fünfmal für einen Oscar nominiert war. In «Little Women» (2019) gab Gerwig wieder Ronan die Hauptrolle und stellte ihr erneut Chalamet zur Seite – die Literaturverfilmung wurde mit sechs Oscar-Nomi-

nierungen bedacht. Saoirse Ronan und Timothée Chalamet: zwei kindlich wirkende, gleichsam frühreife Schauspieler, die zusammen ein intensives Leinwand-Duo ergeben. In Interviews wirken sie bereits vertraut wie eine Familie: «Mein hübsches Pony», nennt Ronan ihn, weil er bei den Dreharbeiten manchmal zu ihr trotte wie ein Pferdchen und sie anstupste. Lily-Rose Depp lernte Chalamet übrigens am Set von «The King» (2019) näher kennen: Er spielte den jungen Henry V und sie eine Prinzessin. Die beiden sind mittlerweile wieder getrennt.

### Zusätzliches Security-Personal

In «Beautiful Boy» spielt Chalamet Nic, seine stärkste Rolle seit «Call Me by Your Name», eine Art düstere Gegenvision seines Elios: Nic, ein Sohn aus bürgerlichen Verhältnissen, der von Crystal Meth abhängig wird und abrutcht. Chalamet konnte wieder das ganze Register seines schauspielerischen Existenzialismus ziehen – und wurde 2019 für den Golden Globe als bester Nebendarsteller nominiert. Im Januar dieses Jahres wurde bekannt, dass Chalamet den jungen Bob Dylan in einem Biopic spielen wird. Ende 2020 wird er aber erst mal in Denis Villeneuves Neuverfilmung des Sci-Fi-Klassikers «Dune» zu sehen sein.

Der Hype um Chalamets Person hat sich verselbständigt, er hat sogar einen Namen: «Chalamanian», gerne verglichen mit der Hysterie um Leonardo DiCaprio kurz nach «Titanic» (1997). Vom Männermagazin *GQ* wurde Chalamet zuletzt als «Best-Dressed Man» des Jahres ausgerufen. Fans basteln Memes, und auf Instagram gibt es sogar einen Account, in dem Chalamets Gesicht mit der eleganten Linieneinführung auf grosse Werke der Kunstgeschichte kopiert wird («Wie sich herausstellt, war Timothée Chalamet eine Inspiration für Künstler bis hin zu da Vinci»). Bei der Premiere von «Beautiful Boy» in Toronto musste zusätzliches Security-Personal engagiert werden, um den Horden weiblicher Fans Herr zu werden.

«Ich würde gerne wissen, ob die Rollen, die ich spiele, für eine gewisse Veränderung sorgen», sagte Chalamet einmal im Magazin *i-D*. «Männlichkeit wird nicht von einer bestimmten Hosengrösse, Muskelshirts, Sex-Vorlieben oder Drogenmissbrauch definiert. Das ist aufregend, eine schöne neue Welt. Unsere Generation ist froh darüber, Dinge auf eine neue Art zu machen.» Letztes Jahr spielte er im jüngsten Woody-Allen-Film, «A Rainy Day in New York», was er im Nachhinein bereute. Seine Gage spendete er unter anderem für die #MeToo-Bewegung «Time's up».

# Heilpflanze Tabak

Seit je her schätzen die Menschen die Tabakpflanze für ihre therapeutische Wirkung. In der Spitzenmedizin findet sie bei Hirnerkrankungen wie Alzheimer und Parkinson Anwendung. Nun werden Tabak vorbeugende Effekte gegen schwere Covid-19-Verläufe attestiert. *Von Florian Schwab*

**M**akoto Myara ist ein aufmerksamer Doktor der Medizin. Der aus Japan stammende Internist tut auf dem Höhepunkt der Corona-Heimsuchung Frankreichs Dienst im Hôpital Pitié-Salpêtrière in Paris. Am 15. März ruft er seine Kollegen, die Professoren Zahir Amoura und Julien Haroche, in einen Konferenzraum des Gebäudes E3M des Spitals zusammen. Amoura gilt als einer der besten Internisten Frankreichs, Haroche ist schon aufgrund seines Namens als Sohn des Physik-Nobelpreisträgers Serge Haroche eine Berühmtheit.

Myara hat eine aufsehenerregende Entdeckung mitzuteilen: Es ist ihm aufgefallen, dass unter den hospitalisierten Covid-19-Patienten erstaunlich wenige rauchen. Anfangs belächeln die Kollegen die Theorie: Ausgerechnet das Rauchen, seit Jahrzehnten als Geissel der Volksgesundheit berüchtigt, soll bei Corona auch Positives bewirken? Der Komiker Otto Waalkes lässt grüssen: «Die Wissenschaft hat festgestellt, dass Rauchen doch nicht schädlich ist. Gezeichnet Dr. Marlboro.» Erst als Myara eine Woche später insistiert, beschliessen die drei Ärzte, der Sache auf den Grund zu gehen. Sie lassen systematisch alle Patienten in Raucher und Nichtraucher unterteilen.

## Zwei Theorien

Auf Anhieb scheint sich die Vermutung Myaras zu bestätigen: Von den 500 hospitalisierten Patienten können nur 5 Prozent als Raucher identifiziert werden. Die Daten werden mit der nationalen Raucherstatistik abgeglichen – und die Differenz, die sich auftut, ist frappierend: Im Vergleich zur Gesamtbevölkerung sind die Raucher um den Faktor vier bis fünf untervertreten, selbst nach der Bereinigung um Altersgruppe und Geschlecht. So eine gewaltige Differenz «sieht man selten in der Medizin», heisst es in einem ersten schriftlichen Bericht. Weitere Indizien treffen ein. So sind sowohl die Insassen psychiatrischer Kliniken als auch von Gefängnissen viel weniger von der Corona-Erkrankung betroffen, als es statistisch zu erwarten wäre; beide Bevölkerungsgruppen zeichnen sich in Frankreich durch einen stark gesteigerten Raucheranteil aus.

Nun wollen es die Mediziner genau wissen. Sie beantragen beim Institut national de la santé et de la recherche médicale (Inserm) finanzielle Mittel für eine grossangelegte Studie mit Nikotinplustern. Die Antwort vom 6. April ist

abschlägig; eine solche Untersuchung habe keine Priorität. Der 84-jährige Neurowissenschaftler Jean-Pierre Changeux, ein Pionier auf dem Gebiet der Nikotinforschung und Mitglied der Académie française, schaltet sich ein. Im Jahr 1970 hat er den Acetylcholin-Nikotinrezeptor entdeckt – wir kommen darauf zurück. Dann, am Ostermontag, ruft Gesundheitsminister Olivier Véran persönlich im Hôpital Pitié-Salpêtrière an: «Allez-y. On va vous financer» (Schiessen Sie los, wir werden Sie finanzieren). Die französische Arbeit weckt das Interesse weiterer Forscher. Am University College London machen sich Wissenschaftler daran, die Hospitalisierungsstatistiken verschiedener Länder auf den Raucheranteil abzuklopfen. Sie untersuchen 28 Veröffentlichungen und notieren: Der Anteil an Rauchern sei allgemein «tiefer als

zu erwarten». Eine ähnliche Aufgabe stellt sich Konstantinos Farsalinos, ein Kardiologe am Onassis-Zentrum für Herzchirurgie in Athen. Gemäss seiner Studie, die das Peer-Review-Verfahren durchlaufen und gerade im Fachjournal *Internal and Emergency Medicine* erschienen ist, weist Farsalinos für China «eine unerwartet tiefe Prävalenz von aktuellen Rauchern» im Vergleich zum Raucheranteil von 25 Prozent in der Bevölkerung aus.

Ursächlich stellt sich die Frage: Was könnte die offenbar präventive Wirkung von Tabak gegen schwere Corona-Verläufe erklären? Derzeit dominieren zwei Theorien: Die erste besagt, dass das Nikotin direkt gegen das Coronavirus wirkt. Die zweite Theorie ist subtiler und baut auf dem in den letzten Jahrzehnten gewachsenen Wissen über das System der Nikotinrezeptoren auf; das menschliche Nervensystem und vor allem das Gehirn sind mit Andockungsstellen für Nikotin übersät, den bereits erwähnten und von Jean-Pierre Changeux entdeckten Acetylcholin-Nikotinrezeptoren – evolutionsgeschichtlich ist es eines der ältesten neuronalen Untersysteme. Die Stimulierung dieser Rezeptoren durch das Nikotin kann in zwei Richtungen wirken: Sie hemmt die Aktivität der Nervenzellen im Fall einer übersteigerten Aktivität, und sie wirkt anregend bei gehemmter Funktion. Die Hypothese: Das Nikotin könnte die Aktivität der Nervenzellen bei Covid-19-Patienten dämpfen und dadurch den gefürchteten Zytokinsturm unterbinden – eine lebensgefährliche Überreaktion des Immunsystems bei Infizierten.

Farsalinos geht sogar so weit, zu vermuten, dass schwere Krankheitsverläufe als Erkrankung des Systems der Nikotinrezeptoren charakterisiert werden können.

## Unverhoffte kognitive Kraft

Ein Forscher, der seit vier Jahrzehnten die Wirkung des Nikotins untersucht, ist Paul Newhouse, Professor für kognitive Störungen am Vanderbilt University Medical Center in Nashville, Tennessee. In einem Radiointerview hat er Nikotin kürzlich als das «perfekte psychotrope Mittel» bezeichnet, weil es die Nervenzellen eben in beide Richtungen schubsen kann. Der müde Schreibtischarbeiter erhält



*Minifabrik für medizinische Wirkstoffe.*



durch es unverhoffte kognitive Kraft; bei dem zur Hinrichtung verurteilten Delinquenten löst die aus Literatur und Film berühmte letzte Zigarette zumindest teilweise den Stress unter Todesangst. Newhouse ist dabei, diese Wirkung des Nikotins therapeutisch nutzbar zu machen gegen Krankheiten, die mit beschleunigter Alterung des Gehirns einhergehen: das Down-Syndrom, Alzheimer, die Parkinson- und die Huntington-Krankheit, aber auch Aids.

Lange vor der modernen Spitzenmedizin schätzten bereits die Ureinwohner Lateinamerikas das Nikotin für seine schmerzlindernde und entzündungshemmende Wirkung. Es wurde beispielsweise als Narkotikum bei medizinischen Eingriffen eingesetzt. Nach der Entdeckung der Neuen Welt trat der Tabak zunächst als mutmassliche Heilpflanze einen Siegeszug in den europäischen Breitengraden an. Der französische Botschafter in Portugal und Namensgeber des Nikotins, Jean Nicot (1530–1600), nahm für sich in Anspruch, eine mittelalterlichen Ärzten unter der lateinischen Bezeichnung «noli me tangere» bekannte Geschwulst im Gesicht mit Tabakkompressen geheilt zu haben. Bis heute ist die Tabakpflanze, wissenschaftlich als *nicotiana* bekannt, mit grossem Abstand der wichtigste Lieferant von Nikotin; die Blätter des Nachtschattengewächses bestehen aus bis zu 9 Prozent Nikotin. In der synthetischen Herstellung ist Nikotin bis heute um ein Vielfaches teurer.

### Umfangreiche Forschung

Sogar abseits seiner Funktion als Nikotinproduzent erfreut sich der Tabak wachsender Beliebtheit in der Biopharmazeutik. Es handelt sich um die erste Pflanze überhaupt, bei der eine gentechnische Veränderung gelang. Heute ist es beispielsweise möglich, bestimmte Proteine in die junge Pflanze zu injizieren, die der Tabak aufgrund seines schnellen Wachstums rasch vervielfältigt – die Tabakpflanze als biologische Minifabrik für medizinische Wirkstoffe. Das Verfahren ist im Vergleich zur herkömmlichen Kultivierung der Proteine im tierischen Umfeld (etwa mit Hilfe von Hühnereiern) wirtschaftlicher und vor allem schneller.

Beispiele für die erfolgreiche Anwendung sind die kanadische Medicago, die zu 40 Prozent zu Philip Morris gehört, und die amerikanische Kentucky Bioprocessing, eine Tochtergesellschaft von British-American Tobacco. Erstere stellt auf diese Weise einen Grippeimpfstoff her, Letztere Ebola-Antikörper. Auch ein dritter Tabakgigant, Japan Tobacco International, betreibt eine umfangreiche pharmazeutische Abteilung. Mit ersten Ergebnissen der französischen Nikotinpflaster-Studie wird innert Monatsfrist gerechnet.

Der Autor ist regelmässiger Konsument von Tabakprodukten.

## Bücher

# Probe der Existenz

Martin Meyer, ehemaliger Feuilletonchef der NZZ, hat sich als Erster mit einem Roman ans Thema Corona gewagt. Das Wagnis lohnte sich. Von Kurt W. Zimmermann

**K**lar, wenn Autoren ein Buch über die Welt schreiben, dann schreiben sie ein Buch über die Welt, in der Autoren leben. Es wäre darum verwunderlich, wenn Martin Meyer ein Buch über einen Bienenzüchter aus Bulgarien geschrieben hätte.

Meyer schrieb ein Buch über einen Buchhändler aus Italien. Matteo heisst er, er ist siebzig Jahre alt, und als er am Morgen aufwacht, spürt er ein Kratzen im Hals. Ist es Corona?

Martin Meyer, wie man weiss, ist der helvetische Titan des Feuilletons. Über zwanzig Jahre lang war er der Kulturchef der NZZ. Die Bücher, die er bisher schrieb, handeln folgerichtig von Schriftstellern und Musikern wie Ernst Jünger, Thomas Mann, Alfred Brendel, Andrés Schiff und Albert Camus.

Nun hat Meyer seine erste Erzählung geschrieben: «Corona». Es ist die Geschichte einer zeitgenössischen Selbsterfahrung. Nach dem ersten Kratzen im Hals setzen bei Buchhändler Matteo Fieberschübe ein, 39 Grad, dann Husten und Gliederschmerzen. Nicht einmal mehr Grappa hilft gegen die Grippe. Ist es Corona?

Matteo bleibt gefangen in seiner Wohnung oberhalb des Buchladens. Es ist eine Isolation in der Isolation, denn in seiner italienischen Provinzstadt haben sie überall die Läden auch schon längst heruntergelassen.

Was tut einer, wenn er aus der sozialen Vernetzung auf einmal in die asoziale Einsiedelei kippt? Der Buchhändler ist nicht der Typus von Netflix und Videogames. Er behilft sich mit einer einfacheren Methode. Er beginnt nachzusinnen, Selbstreflexionen über seine Jugend, über seine verstorbene Frau Sophia, über seine Nichte Carla, vergangene Freunde, vergangene Reisen – kurz, über sein Leben.

Matteo erlebt die klassische Situation eines unerwarteten und elementaren Bruchs. Auch er betrachte Corona «als Probe auf unsere Existenz», sagt Meyer, als wir uns über sein Buch unterhalten, «daraus gewinnt gerade die Literatur ihr Nachden-



Mit leichter Hand: Geistesathlet Meyer.

ken: über Leben und Tod, über Erinnerung und Erfahrung, über Sinn und Widsinn».

Oje, denken Sie nun vielleicht. Wenn ein Geistesathlet wie Martin Meyer einen Roman über die grossen Themen des Daseins schreibt, dann riecht das verdächtig nach Heidegger und Horkheimer.

### Von Boccaccio bis Gotthelf

Keine Sorge, ich kann Entwarnung geben. Meyers Buch ist mit leichter Hand geschrieben. Es ist unpräzise in Sprache und Stil, die Story perlt frisch voran, der Autor beobachtet geduldig, aber mit fordernder Präzision und vor allem mit einer distanzierten Schwerelosigkeit, die ihn elegant abhebt von all diesen fanatisierten Besserwissern und Schlechterwissern rund um die Virus-Geisteshoheit.

Natürlich kann Meyer den Feuilletonisten nicht ganz verleugnen. Er greift dazu zu einem dramaturgischen Kniff, indem er dem Publikum, neben der Romanhandlung, ein kleines Kolloquium in Literaturgeschichte serviert.

Buchhändler Matteo schlägt die Zeit tot, indem er sechs grosse Bücher zum Thema der Plage und Seuche, von Pest bis Cholera, wieder einmal liest. Meyer assistiert ihm aus der Ferne dabei. Es sind dies die Heilige Schrift, Giovanni Boccaccios «Il Decamerone», Daniel Defoes «A Journal of the Plague Year», «Die schwarze Spinne» von Jeremias Gotthelf, Thomas Manns «Tod in Venedig» und «La peste» von Albert Camus.

Ob Meyers beschwingte wie bildende «Corona» auch in die Reihe dieser Weltliteratur aufrückt, wollen wir mal offenlassen. Das sollen in etwa fünfzig Jahren die dannzumaligen Feuilletonisten entscheiden.



Martin Meyer: Corona. Kein & Aber. 208 S., Fr. 29.90

# Hohe Kunst der Gastlichkeit

Erfolgreiche Wirte sind Künstler. Und enorm fleissig obendrein. Glück und Unglück liegen nahe beisammen. Schriftsteller *Pirmin Meier* wirft einen Blick zurück in die Schweizer Geschichte.

Ein jovialer Mann in Schürze, mit kräftigem Bauchansatz, leutselig, mit allen gutgestellt: So stellt man sich für die «gute alte Zeit» den Gastwirt vor, nicht zu vergessen seine Frau und seine Töchter, in Kneipen-, Soldaten- und Studentenliedern besungen. «Zunächst der Kirche stund das Wirtshaus, die beide so oft in naher Beziehung stehen, Freud und Leid miteinander teilen, und zwar in allen Ehren.» Für einmal schimpfte Dichterpfarrer Jeremias Gotthelf nicht über Wirte und Wirtschaften. Im Emmental trifft es auf die «Tanne» in Trachselwald zu, in Rechthalten (FR) auf die Gaststätte mit dem mystischen Namen «Zum brennenden Herz». Ein schmucker Ofen mit der Jahreszahl 1832 und dem Emblem des «Brennenden Herzens» erinnert an die Zeit, da die Gaststube noch der bestbeheizte Raum des hochgelegenen Dorfs zwischen Freiburg und Schwarzwaldsee war.

## Skandal-Berner im Wallis

Jeremias Gotthelf kritisierte den Ausbau von Landstrassen auch wegen des «Wirtshausunwesens»: «Einst bauten die Ritter ihre Schlösser über die Strassen, wie man jetzt Wirtshäuser an den Strassen baut, beide, um die Leute besser ausplündern zu können.» Nebst religiösen Fundamentalisten bliesen Pioniere der Volksgesundheit ins gleiche Horn. So der erste Präsident des nachmaligen Ärzteverbands FMH, Dr. Jakob Laurenz Sonderegger (1825–1896): «Nimm dem Volk die Hälfte seiner Wirthshäuser, und du kannst die Hälfte seiner Armenhäuser, Irrenhäuser und Zuchthäuser schliessen!», polterte er in einer Streitschrift.

Angesichts der Umstrittenheit des Wirteberufs plädierte Gotthelf für «ehrbare Wirtshäuser, in denen die Leute nicht alle Jahre wechseln, sondern eine Generation die andere ablöst». Auf ihren vielfach schlechten Ruf aber konnten sich auf dem Land «zugezogene» Wirte verlassen.

Im Wallis ging es einem solchen im buchstäblichsten Sinn «dreckig», was Alfred Escher 1844 in Zürichs Kantonsrat zur Sprache brachte. Zu seinen Forderungen für den Durchbruch des Kapitalismus in der Schweiz gehörte mehr Personenfreizügigkeit. Ein Skandal war es für ihn, dass ein über den Lötschberg ins Wallis umgezogener Berner Kantonsbürger namens

Flückiger, verstorbener Gastwirt in Turtmann, nach seiner Beisetzung im örtlichen Friedhof bei der Kirche umgehend wieder «ausgelocht» wurde. Dabei unterstellte Escher den Einfluss der Jesuiten. Wohl eher fällt ein noch grassierender Totenaberglaube in Betracht, so das «Umgehen» von Sakramentsverweigerern als «Boozu», Totengeister. Escher bestärkte diese Geschichte in der Überzeugung, sich im Sinn der Radikalen für eine Revolutionierung des Zivilstandswesens einzusetzen. Ab 1875 war – trotz der Ablehnung des Zivilstandsgesetzes durch die katholischen Kantone – die in der Bundesverfassung bereits erwähnte «schikliche» Beerdigung für jedermann zu gewährleisten, unabhängig von Konfession und Kirche.

## Kulturkampf um Leichen

Am 28. Januar 1880, am Tag oder sogar während der Bundessatzung, erhielt Bundespräsident Emil Welti eine telegrafische Nachricht aus Bulle (FR). Im benachbarten La Tour-de-Trême wolle man einem Reformierten nur ein Begräbnis zweiter Klasse zugestehen! Es handelte sich um Louis Leyvrat, Bürger von St. Saphorin,

ehemaliger Gastwirt und Weinhändler, Mitglied der Société des arts et métiers, Vater von acht Kindern. Die Lage war insofern komplex, als zwei Tage nach diesem Todesfall zwischen der politischen Gemeinde La Tour und der katholischen Kirchgemeinde für den neuen Friedhof ein Reglement verabschiedet wurde. Doch waren die (öffentlich-rechtlich nicht anerkannten) Reformierten, mit Kirchgenossenschaft in Bulle, nicht mit einbezogen. In La Tour-de-Trême gab es einen (vernachlässigten) Friedhof mit wenigen Gräbern für Evangelische. Eine Rechtslage, die weder dem Bundespräsidenten noch dem Freiburger Staatsrat ausreichend bekannt war, als der Skandal losgetreten wurde. Zur Sicherstellung der «schiklichen» Beerdigung nach Artikel 53 der Bundesverfassung gab der Bundespräsident – ein einmaliger Vorgang! – dem Polizeipräfekten von Bulle den Befehl, die Beerdigung des Leyvrat auf dem katholischen Friedhofteil von La Tour-de-Trême zu garantieren, «en ligne», neben dem Letztverstorbenen, als Gleicher unter Gleichen. Dies liess sich der für die Friedhofordnung zuständige Gemeinderat nicht bieten, wurde doch im neuen Reglement am unteren Rand des Fried-



Bundesrat im Wirteschurz.



Werwolf oder Vampir: «La Croix de Fer», Allières.

hofs Platz für die Reformierten ausgeschieden. Im Verlauf dieses Streits wurden für Leyvrat insgesamt drei Grabstätten ausgehoben. Nachdem der Gemeinderat das Grab nahe der Kirche gesperrt hatte, machte sich der Totengräber im geplanten reformierten Friedhofteil an die Arbeit. Dies wurde jedoch von den Angehörigen und Glaubensbrüdern des Verstorbenen nicht akzeptiert. Bis zur Beilegung des Streits liessen

## Über die «rückständigen» Freiburger wimmelte es von Anekdoten.

sie den Toten im Garten von dessen Schwiegermutter beisetzen, im Beisein von 52 Gesinnungsgenossen aus dem Lager der Liberalen und des Grütlivereins. Ein Weltanschauungskrieg zur Zeit des Kulturkampfs. Die Beerdigung im Garten war eine krasse und offensichtliche Gesetzesverletzung. Ein heutiges Gericht mit politisch progressiver Mehrheit würde wohl Gewissensnotstand gelten lassen.

Unterdessen bemühte sich die Freiburger Kantonsregierung um Schadenbegrenzung. Einerseits war die spontane Einmischung des



Bundesrats in eine delikate Gemeinde- und Kantonsangelegenheit – auf der Grundlage eines Telegramms – verfassungspolitisch ein Unikum. Andererseits standen Gemeinde und Kanton aufgrund von Pressepolemiken einmal mehr als rückständig bornierte katholische Hinterwäldler da. Ruhe konnte im Prinzip nur durch Nachgeben einkehren, was «unter Verwahrung» erfolgte. So kam dann Louis Leyvrat am 22. März 1880, sieben Wochen nach seinem Tod, zu seiner «schicklichen» Beerdigung. An den in dieser Sache unverfroren vorgehenden Bundespräsidenten Emil Welti erinnert in Bad Zurzach ein Relief an seinem Geburtshaus, dem Gasthaus «Krone». Eine hemdsärmelige Aktion, sozusagen ein Bundesrat im Wirteschurz.

#### Wer zu spät zur Kirche kommt

Über die rückständigen Freiburger wimmelte es im 19. Jahrhundert von Geschichten und Anekdoten. Eine krasse Episode erzählt 1853 der Aarauer Kantonsschullehrer und Kulturkampf-Publizist Ernst Ludwig Rochholz: «Der Wirth Joseph Anton Combaz wohnte in Allières, am Fusse des Jaman gelegen. Er galt für einen Werwolf. Für den Schaden, den er

unter den Viehherden angerichtet, soll die Regierung in Freiburg Fr. 550.– auf seine Erlegung ausgerichtet haben. Allein er blieb kugelfest und starb endlich daheim in seiner Wirtschaft im Herbst 1835. Gleichzeitig mit seinem Tod brachen solche Stürme los, und Regenströme, dass damals die ganze Herbstlese missriet. Man hat, wie es scheint, deswegen die Leiche des Combaz wieder in Allières ausgegraben, denn nunmehr liegt er auf dem Friedhof von Montbovon.»

Die Geschichte ist von Rochholz ungenau recherchiert. In Allières gab es keinen Friedhof. Die Geschichte passt indes gut zum Spottnamen der Einheimischen: «Manguilyon», «die zu spät (zur Kirche) Kommenden», weil nämlich die Kirchgemeinde weitläufig ist; gemeint: Hinterwäldler. Dass Menschen sich in Tiere verwandelt haben sollen, wurde im Freiburger Hexenprozess von 1735 gegen Catherine Repond («Catillon» genannt) aktenkundig. Catillon «war» eine «Hasenhexe», ihre freigesprochene Schwester Marguerite soll als Fuchs herumgestreift sein. Wirt Corbaz, aus einer angesehenen Ratsherrenfamilie, «war» entweder ein Werwolf oder ein Vampir. In diesem Ruf standen Verstorbene, denen in kurzer Zeit

mehrere Gemeindeglieder «nachstarben». Im «Notfall» reagierte man mit Exhumierung, man denke an den Wirt Flückiger im Wallis. Das Grabdenkmal der Eltern von Corbaz ist an der Seitenwand der Kirche von Montbovon noch auszumachen.

Die einstige Gaststätte des «Werwolfs», das Hotel «La Croix de Fer», steht noch heute. Der einheimische Bergbauer und Bergwirt Philippe Roch («Rock» gesprochen) setzt im Sommer auf Wandertourismus entlang der alten Route der

### Gleichzeitig mit dem Tod des Wirts brachen solche Stürme los, dass die ganze Herbstlese missriet.

«Käsekarawanen» von Greyerz nach Montreux. Gastronomisch attraktiv ist die herbstliche Jagdsaison. Im ehemaligen Tanzsaal sind *gfürchtige* Trophäen ausgestellt. In der Gaststube, ursprünglich ein kleines, mehrfach erweitertes Kämmerchen, prangt ein Bild des jungen Roch beim Alpbzug. Mit seinen zwölf Ziegen sowie einigen für die Greyerzerproduktion tauglichen Kühen betätigt sich der Wirt als Bergbauer. Dabei steht ihm ein Mitarbeiter aus Rumänien zur Seite.

#### Gepflegte Räuberromantik

Bei der Rückfrage nach Sagen und Wetterregeln verweist der aus dem nahen Albeuve Gebürtige auf seinen verstorbenen Grossvater. Dieser habe noch viel darüber gewusst. Für die Wanderer ist der auf einer Gedenktafel präsentierte Hinweis auf eine Banditengeschichte von Interesse. Dies erinnert an die in Waadtländer Lokalen des Jorats gepflegte Räuberromantik. Bewegend weiss Wirt Roch, Mitglied einer Alpenossenschaft, über Wind und Wetter zu berichten. So schildert er, wie der Talwind «Rulhyo» den Schnee nach oben treibt. Am Morgen bedeute derselbe schönes Wetter, bläst er ganztägig, gibt es einen Wetterumschlag zum Schlechteren. Rochs Klimajugend war eine Kindheit in der Art des Geissenpeter.

Philipp Roch hat das schmucke Kleinhotel «La Croix de Fer» um die Jahrtausendwende erworben, als dem Haus der Konkurs drohte. Seine Frau hat es vorgezogen, dem Siebentagebetrieb des Wirts, Bauern, Käfers, Älplers und Strassenwärters eine eigene Existenz fern des windigen Allières entgegenzusetzen. Die beiden Töchter gelangen als Spitalangestellte im öffentlichen Dienst bei geregelter Arbeitszeit zu einem rentableren Einkommen als der Vater. Der gut Sechzigjährige ist, in der Kulturgeschichte der Gaststätten, ein unvergesslicher, nicht leicht zu vergessener «Spätling»: ein Fossil der Gastronomie beziehungsweise ein «Manguilyon», wiewohl im Nachbardorf der so Verspotteten aufgewachsen. Hört er mal auf, ist wohl abermals ein Stück «alte Schweiz» Geschichte geworden.



Fast verliebt

## Mikrohochzeit

Von Claudia Schumacher

Als Angehörige der Millennial-Generation habe ich einige Frauen zu manischen Brautmonstern mutieren sehen. Sie vergleichen argwöhnisch ihre Diamantringe wie Schulbuben den vorderen Hoseninhalt. Engagieren Wedding-Planner, die man früher für Fabelwesen aus amerikanischen Liebeskomödien hielt. Selbst die unsportlichsten Freundinnen werden zu Fitness-Freaks für den Auftritt im Kleid, als ginge es zur Oscar-Verleihung. In Chat-Gruppen dann für ein, zwei Jahre nur noch ein Thema: Saras Traumphochzeit auf dem Weingut in der Toskana. Melanies Pool-Party-Hochzeit in Frankreich mit 150 «Liebsten». Davor natürlich: Junggesellinnen-Abschied in Rom oder Paris. Selbst als Gast war man pro Hochzeit schnell mal einen Tausender los, das Geschenk nicht eingerechnet. Dann kam Corona.

Auch im Spätsommer werden Riesenfeste in Italien oder Spanien dieses Jahr wohl nicht möglich sein: «Micro-Wedding» heisst also der neue Trend in Hochzeitsblogs und Frauenzeitschriften. Der Fokus liege jetzt «auf Qualität». Der Druck bei der Gästeliste sei kleiner: Statt eines *drive-by*-Hallos könne das Brautpaar nunmehr «Quality-Time» mit seinen Gästen verbringen und Erinnerungen schaffen, sagt etwa eine Hochzeitsplanerin im Online-Magazin *Hello Giggles*. Das leuchtet ein: Wenn man nur 40 statt 140 Menschen einlädt, besteht sogar wieder die Chance, dass man auf der eigenen Hochzeit alle mit Namen kennt!

Manchmal wundere ich mich über meine Generation, die ersten Digital Natives. Jeder sein eigener Pressesprecher in den sozialen Medien, jeder sein eigener Star. Die eigene Hochzeit: ein Hollywood-Film (tatsächlich engagieren einige Kamerteams). Und nun, da man wieder kleiner feiern muss und sogar etwas Gefallen daran finden könnte, muss auch das wieder offiziell im Trend liegen und eine bewusste Entscheidung sein, passend zum Megatrend Minimalismus, dem man ebenfalls anhängt und dem man die Wohnungseinrichtung und den Kleiderschrank unterworfen hat. Erstaunlich, wie schwer es in Zeiten des Individualismus vielen fällt, einfach das zu tun, was ihnen entspricht.



Zwischen Fortschrittsglaube und Romantik.

Knorrs Kultur

## Hinein ins seelische Souterrain

«Die Frau in der Themse» ist ein furioser Schauerroman in viktorianischer Kulisse – und der ideale Stoff für eine TV-Serie.

Von Wolfram Knorr

Londoner Nebel, regennasses Pflaster, Lwuchtige Toreinfahrten, fahle Gaslichtkegel, lange Schatten, blitzende Augen und borstige Backenbärte unter schwarzen Hutkrempe. Abstieg in schummrige Kneipen, fades Licht, schwarze Gestalten, Nutten – mit schaurigem Vergnügen und süffiger Eleganz entfaltet der kanadische Autor Steven Price in seinem weit über 900 Seiten dicken Roman «Die Frau in der Themse» ein verwegenes Gespinnst zwischen zwei Männern und einer Frau, das in der Schauerliteratur seit eh und je gesponnen wird und auf Leinwänden und Bildschirmen Konjunktur hat. Eine herrlich toxische Mixtur aus Thriller, Mystery, sherlock-holmesscher Deduktion und Liebe, im Spannungsfeld zwischen Fortschrittsglaube und Romantik, in viktorianischer Kulisse.

Steven Price reichert seine Story mit der Rezeptur von Wilkie Collins («The Woman in White») und Charles Dickens («Bleak House») an, hängt das Neurosespinnst zwischen die Zeitebenen und macht aus rattenverseuchten Abwasserkanälen, Tunnelgewölben, gasbeleuchteten Hinterhofgassen Sickergruben, die direkt ins seelische Souterrain führen. Das ist hochentzündlicher Suspense.

Da ist einmal William Pinkerton, Sohn des legendären Detektei-Gründers Allan Pinkerton, der an einem heftigen Vaterkomplex leidet und ihn nur zu überwinden meint, wenn er den Mörder seines Vaters, den Dieb Edward

Shade, findet, von dem es heisst, er sei in London. Und da ist zum anderen Adam Foole, von geheimnisvoller Herkunft. Beide verschlägt es nach London. Während Pinkerton Shade sucht, will Foole sich vom Tod seiner Ex-Geliebten Charlotte Reckitt überzeugen, die in der Themse gefunden wurde, zerstückelt.

Die Story beginnt 1885, mit den Leichenteilen einer Frau, die Scotland Yard als Charlotte Reckitt identifiziert. Foole, der mit Schwindeleien zu Wohlstand kam und leidenschaftlich in Charlotte verliebt war, eilt nach London, während Pinkerton junior rastlos wie ein einsamer Wolf durch die Stadt schnürt, um seinem Vater ebenbürtig zu werden. Doch Shade gilt als genialer Täuscher und ist vielleicht nicht tot; Pinkerton ist besessen von ihm. Dad hatte alle Fälle gelöst, der Filius eifert ihm nach und ist ihm viel näher, als er sich eingestehen will. Ein Macho, arrogant, selbstgefällig, seine Frau lässt er mit den Kindern allein. Sein Gemüts-Kumpel, Scotland-Yard-Chef John Shore, ermahnt ihn, endlich Ruhe zu geben, loszulassen, Shade zu vergessen. Der sei tot, ein Spuk.

Lebt sie noch?

William will hundertprozentige Gewissheit und folgt, wie von Furien gejagt, jedem Gerücht, in der Hoffnung, Shade doch noch lebend zu finden. Seine Ruhelosigkeit führt ihn zu Adam Foole und dessen seltsamen Begleitern,

seinem rübezahlartigen Adlatus, und einem ausgebufften Mädchen von gerade mal zwölf Jahren, das äusserst flink das Umfeld von Foole sichert, einem smarten, eleganten, gebildeten und äusserst geschmeidigen Herrn, der bald Pinkerton keine Ruhe lässt. Wer ist er, wo kommt er her? Was hatte er mit Charlotte Reckitt zu tun, die Pinkerton auch nicht unbekannt ist? Bald stellt sich heraus, dass es sich bei der zerstückelten Leiche in der Themse nicht um Charlotte Reckitt handelt, so dass Foole wieder voller Hoffnung ist, seine Ex-Geliebte, die ihn vor Jahren einfach sitzenliess, doch noch lebend zu finden. Bald grassieren Gerüchte, sie halte sich in London auf, und Pinkerton wiederum dringt bei seinen hartnäckigen Recherchen über Shade immer tiefer in Foles Vorleben.

### Welt am Scheideweg

Die Wurzel allen Übels liegt, wie im Genre üblich, in der Vergangenheit. Das Unheil begann im amerikanischen Bürgerkrieg mit seinen grausamen Zuständen. Steven Price bringt sein wucherndes Opus zur restlosen Versinnlichung einer Welt am Scheideweg zwischen Viktorianismus und Moderne, Mystischem und dem Licht des Rationalen. Handlungen, Impressionen werden mit grossem dramaturgischem Geschick zu Angstträumen und Verdrängtem – Freud lauert in den dunklen Nischen und Ecken.

«Die Frau in der Themse» ist ein saftiges Abenteuer über Zeiten, Lokalitäten, Stile, Dichtung und Wahrheit, Wahn und Wirklichkeit, voller Referenzen auf die grossen Erzähler des 19. Jahrhunderts. Und zugleich ein Produkt der Moderne. Foole und Pinkerton bewegen sich zwischen Macht und Ohnmacht, eingehüllt in den Zauber romantischer Helden. Price deutet, indem er verdeutlicht. Das gibt dem Roman seinen unvergleichlichen Reiz. «Die Frau in der Themse» hat alle Ingredienzien für eine fabelhafte TV-Serie. Demnächst erscheint von Price «Der letzte Prinz», ein Roman über Guiseppe Tomasi di Lampedusa, der kurz vor seinem Tod «Der Leopard» schrieb. In Kanada eine Grösse, ist Price hier eine Entdeckung.



Steven Price: Die Frau in der Themse. Diogenes. 928 S., Fr. 41.90

**Dean Koontz' «Die Augen der Finsternis»** — 1981 erschien der Horror-Roman «The Eyes of Darkness» von Dean Koontz, einem Spezialisten des Hokuspokus-Genre und Konkurrenten von Stephen King.

In die koontzsche Finsternis wird Tina, eine selbstwusste Las-Vegas-Show-Regisseurin, geschieden und Mutter des zwölfjährigen Danny, eines schönen Tages gerissen, als sie

nächtens von ihrem Sprössling spukhaft heimgesucht wird. Danny ist vor Jahren bei einem Busunfall umgekommen. Auch wenn die Mutter Dannys Tod, trotz ihrer tollen Karriere, nie überwunden hat, ist sie viel zu rational, um die Spuk-Heimsuchung für Einbildung oder echt zu halten. Ein Scherz, vielleicht des Ex-Manns? Natürlich nicht, und so macht sie sich tatkräftig auf die Suche. Mit einem neuen Lover zur Unterstützung (weil ihr viele nicht glauben) recherchiert sie und kommt dabei der Gegend des tödlichen Busunfalls immer näher.

Wie der Zufall es so will (oder eben gerade nicht), befindet sich in der Nähe ein amerikanisches Forschungszentrum. Ist Danny womöglich gar nicht dort zu Tode gekommen? Tina durfte nie die Leiche ihres Kindes sehen. Tina wird rabiati, doch ins Labor reinzukom-

### Plötzlich heisst es, Koontz habe die Pandemie in diesem Roman vorhergesagt. Völliger Mumpitz.

men, ist gefährlich! Sie will Antworten. Sie will Danny zurück! Der Plot ist weiss Gott nicht neu; nicht mal aufgrund des übergelaufenen chinesischen Forschers, der ein Virus mitbringt, das Wuhan-400 heisst. Das Forschungszentrum Wuhan gibt es schon lange. Aber weil gerade ein Coronavirus die ganze Welt in Atem hält, das seinen Ursprung in Wuhan hat, heisst es plötzlich, Dean Koontz habe die Pandemie in diesem Roman vorhergesagt. Völliger Mumpitz.

### Angriff aufs Gehirn

Bei Koontz führt das Virus bei jedem, der sich angesteckt hat, eigentlich immer zum Tod, weil es das Gehirn angreift. Nur bei Danny nicht. Er entwickelt dagegen Fähigkeiten, die ihn fürs Mutanten-Internat der X-Men prädestinieren würden. Das Virus Wuhan-400 führt zu Mutationen, bei Danny – ähnlich wie bei den Superhelden, die ja alle in irgendwelche Chemietöpfe gefallen sind – zu überirdischen Kräften, deshalb kann er mit Mami Kontakt aufnehmen. Kennt man schon von Stephen King («Feuerkind»).

Dieser 08/15-Story also mit den üblichen Verschwörungsrequisiten die Vorhersage der Corona-Pandemie zu unterstellen, bedarf enormer Fantasie. Der misstrauten offenbar einige Fans, weshalb zur Sicherheit zusätzlich behauptet wurde, im Roman stünde auch, 2020 würde eine Pandemie ausbrechen. Alles Kokolores.



Dean Koontz: Die Augen der Finsternis. Ullstein. 368 S., Fr. 15.90



### Unten durch

## Leuchtturmwärter

Von Linus Reichlin

Letzte Woche gingen meine Freundin und ich zum ersten Mal seit zwei Monaten wieder in ein Café! In das «Café Tucholsky» im schönen Brandenburg. Es war kalt und windig, aber alle Gäste sassen, in Woldecken gehüllt, draussen, denn rein durfte man nur mit Schutzmaske. Es ist schwierig, mit einer Schutzmaske «Mexikanische Fritten» zu essen, es ist wie durch Gitterstäbe hindurch Liebe machen.

Der Kellner trug einen Mundschutz mit Blümchenmuster, was meine Freundin bedauerte. Wir waren vor einem Jahr schon mal hier gewesen, und auch ich muss zugeben, dass dieser Kellner sehr gut aussieht. Doch jetzt wurde seine Schönheit von dieser geblühten Gesichtstapete verdeckt. Selbst seine umwerfenden grünen Augen kamen nicht zur Geltung, denn er zwinkerte dauernd. Als er unseren Tisch besprühte, sagte er, er sei allergisch auf Desinfektionsmittel, es bringe ihn zum Weinen wie frische Zwiebeln. Meine Freundin war ganz gerührt und schlug ihm vor, das Desinfektionsmittel vorher in Wasser zu tauchen, bei Zwiebeln helfe das. Seine Pianistenfinger sahen in den weissen Plastikhandschuhen immer noch attraktiv aus, aber beim Anblick der kleinen Plastikwülstchen an den Fingerspitzen dachte man unweigerlich an das Reservoir eines Parisers.

«Darf ich Ihnen eine Woldecke bringen?», fragte er meine Freundin – mich fragte er nicht. Mich hätte er in der eisigen Bise gern erfrieren lassen, da mein Tod ihm einen Vorteil verschafft hätte bei der Eroberung von Susi. Ja, so heisst meine Liebste, ich kann's nicht ändern. «O ja, das ist sehr nett von Ihnen!», sagte Susi. Ich sah, dass sie ihre Knie gegeneinanderpresste: Diese sexuelle Geste versetzte mir einen Stich ins Herz. Warum nur war dieser Kellner nicht bei der ersten Corona-Welle gestorben. Es wäre besser gewesen für uns alle. Bei der zweiten wird es ihn sowieso erwischen, denn am Kinn schlalberte seine Maske wie die ausgeleierte Windel eines Zweijährigen. Wenn ihn ein Gast von unten anhustete, hatte zum letzten Mal eine Frau seinetwegen die Knie aneinandergepresst.

«Sei nicht so gemein!», flüsterte Susi mir zu. «Kellner», sagte ich, «könnten Sie bitte auch

>>> Fortsetzung auf Seite 54

>>> Fortsetzung von Seite 53

noch unsere Speisekarte desinfizieren? Ich gehöre nämlich zur Elite der Risikogruppe.» «Sofort», sagte der Kellner. Er schloss beim Besprühen der Karte die Augen, aber ihm rannen trotzdem die Tränen runter: perfekt. Danach mussten wir auf einem Blatt Papier unsere Personalien eintragen, er sagte, das sei leider Vorschrift. «Wieso leider?», sagte ich, «wenn Sie mich anstecken, will mein Anwalt wissen, wo er Sie finden kann.» Susi versetzte mir unter dem Tisch einen Tritt gegen das Schienbein. Nach fast acht Wochen des gemeinsamen Home-Office war unser Zuneigungs-Reservoir nahezu völlig ausgetrocknet.

Ich schrieb auf das Personalienblatt unter Name: «Christian Drost, dipl. Virologe», Adresse: «Covidgässchen 19». Man musste auch die Handy-Nummer angeben. Mir entging nicht, dass Susi jede Zahl ihrer Nummer dreimal nachzeichnete, damit der Kellner die fette Nummer unmöglich übersehen konnte. Wir bestellten die «Mexikanischen Fritten» mit Chili, aber weniger wegen des Chilis, sondern weil das Virus in der Fritteuse sein letztes Gebet spricht. Der Kellner wollte uns Mayonnaise und Ketchup aufschwätzen, aber wir sagten: «Nein danke, wir mögen die Fritten pur.» Als er gegangen war, holte Susi aus ihrer Handtasche die Tubenmayonnaise und das Ketchup. «Wenigstens sind wir uns noch einig», sagte ich, «dass wir uns nicht anstecken wollen.» «Ja», sagte Susi, während sie mir Mayonnaise auf den Tellerrand drückte, «aber ich glaube, ich möchte die nächste Quarantäne allein verbringen.» «Oder mit dem Kellner?», fragte ich. Susi überlegte lange. Dann sagte sie: «Nein, als Kellner ist er zu exponiert. Zu viele Kontakte. Am besten wäre ein Leuchtturmwärter.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

### Diesseits des Brunello

Von Peter Rüedi

Die toskanische Appellation Montalcino ist eine so etablierte Grösse im italienischen Weinbau, ihr Spitzenwein, der Brunello, eine so monumentale, weltweit ausstrahlende Marke, dass man heute kaum glauben mag, dass der Wein noch 1960 auf gerade mal 63 Hektaren gezogen wurde und Montalcino eine kaum bekannte Spezialitätennische von wenig mehr als 200 Hektaren war (heute ist es das Zehnfache).

Erst 1966 in den Status einer DOC erhoben, formierte sich 1967 das Consorzio del Vino Brunello di Montalcino, das über die Einhaltung strenger Regeln wachte, unter anderem die ausschliessliche Verwendung des Sangiovese, und zwar der vom Gründervater, dem legendären Clemente Santi, in den Tiefen des vorletzten Jahrhunderts gemendelten Variante Sangiovese Grosso; Mengenbeschränkung auf 52 Hektoliter pro Hektare; Freigabe des Brunello für den Handel erst ab dem 1. Januar des sechsten auf die Ernte folgenden Jahres.

Einer der Gründerväter dieses Gremiums war Silvio Nardi, ein umbrischer Produzent von

Landmaschinen, der sich 1950 in Montalcino das Gut Casale del Bosco, 1962 dann weitere vierzig Hektaren der Tenuta di Manachiara kaufte. In den Anfängen wurde der Pionier in der geschlossenen Gesellschaft von Montalcino-Winzern als Fremder skeptisch beäugt. 1985 trat Nardis jüngste Tochter, Emilia, in die inzwischen auf achtzig Hektaren angewachsenen Tenute Silvio Nardi ein, deren Leitung sie 1990 übernahm und ab da kontinuierlich, mit ebenso viel Traditionsbewusstsein wie Fantasie zu einem der führenden Betriebe ausbaute.

Im Angebot: eine Reihe von bemerkenswerten Brunellos, unter anderem das Flaggschiff «Manachiara» und der Lagenwein «Poggio Doria»; daneben auch Volkstümlicheres wie ein Rosso di Montalcino, eine Cuvée aus Sangiovese, Petit Verdot, Syrah und Colorino namens «Türan». Und, seit 2016, eine aus Sangiovese, Merlot und Petit Verdot.

Die sei hier als geglückte Synthese von Klassik und Moderne, Herkunft und Aufbruch entgegen den Ressentiments von Puristen empfohlen: kein Brunello, aber eine gelungene Erfindung der experimentierfreudigen Wein-Lady Emilia und ihres Önologen und Neffen Emanuele Nardi. Der Wein heisst «Ferus», was wir nicht allzu wörtlich nehmen sollten. So wild und ungezähmt springt uns die harmonische Assemblage nicht ins Gesicht. Wenn sie auch trotz ihrer Souplesse ihre Bodenhaftung nicht verrät. Satte Frucht (Kirschen, Johannisbeeren), präsen, eingeschliffene Tannine, etwas Vanille vom Holz. Gut gemacht. *Complimenti.*

Tenute Silvio Nardi Ferus Rosso Toscano IGT 2016. 14,5 %. Martel, St. Gallen. Fr.20.–. www.martel.ch



## Die Bibel

### Beten

Von Peter Ruch

Lehre uns beten! (Lukas 11,1) Dass man beten kann, ist offenbar nicht selbstverständlich. Jesus sagt dann den Jüngern das Unser-vater-Gebet vor. Aber damit ist ihre Ratlosigkeit nicht beseitigt. Es gibt auch noch 150 Psalmen. Ausserdem kann man jederzeit

mit eigenen Worten beten. Darüber Erklärungen abzugeben, ist fragwürdig. Gläubige sind überzeugt, im Gebet mit Gott zu reden, und scheuen sich meist, darüber zu debattieren. Was für sie Glaubenspraxis ist, kann seine Tiefe verlieren, wenn man es zerredet. Nach der Bergpredigt soll man im stillen Kämmerlein beten, nicht in den Strassenecken (Matthäus 6, 5 f.). Nur die Religionswissenschaftler beschreiben religiöse Bräuche als Aussenstehende. Trotzdem gibt es von praktizierenden Betern, nicht zuletzt von Mönchen und Nonnen, viele Bücher über das Gebet. Das obige Zitat zeigt ja, dass Klärungen und Antworten nötig sind.

Manche Fragen wirft das Gebet selber auf: Es wird nicht erhört, was schon in der Bibel vorkommt. Glaubenserschütterungen können Gebete blockieren, wie nach dem Erdbeben in Lissabon 1755. Gegen Ende des Ersten Weltkriegs traf eine ferngesteuerte deutsche Bombe eine im Gebet versammelte Gemeinde in Paris. Jahre nach

dem Zweiten Weltkrieg kam die Debatte auf, ob man nach Auschwitz überhaupt noch beten könne. Das Böse in der Welt ist ein Stachel für viele Gebetswillige. Hinzu kommen äussere Umstände, etwa dass wir kaum mehr stille Momente erleben. Doch trotz der Ausdünnung der Kirchen betet in vielen Ländern noch die Hälfte der Bevölkerung. In der Corona-Krise wird mehr gebetet. Das Gebet findet in einer Ich-Du-Konstellation statt. Wie andere Beziehungen hat auch diese etwas Irrationales. Luther vermutete, dass wir im Gebet mehr uns selbst unterrichten als Gott. Ein Grund mehr, sich darauf einzulassen! Probieren Sie es aus: das Unservater. Zu abgenützt? Einen Psalm, zum Beispiel 8, 16, 23, 32, 42, 90, 103, 117, 121, 139. Zu altbacken? Dann wenigstens der Seufzer «Ach Gott!». Der genügt unter manchen Umständen.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Auto

## Lack und Leder

Die schönsten Sitze der Oberklasse, entworfen vom Modehaus Zegna, sind nur ein Qualitätsmerkmal des Maserati Quattroporte. *Von David Schnapp*

Es gibt Kleidungsstücke, die können eigentlich nur Italiener richtig tragen. Dazu gehören Schuhe aus geflochtenem Leder, ein filigranes Monument der Handwerkskunst und ein modisches Statement, das einem in Stilfragen Haltung und Selbstbewusstsein abverlangt. Ähnlich verhält es sich mit dem Maserati Quattroporte: Die Premium-Limousine aus Modena ist ein Statement: Sie ist gross, mit elegantem Schwung gezeichnet und rollt in einer kernigen Klangwolke daher. Ihr Motorensound klingt wie der Bariton aus der Garage, eine akustische Schönheit aus den Tiefen der Mechanik.

Ein solches Auto verlangt einem etwas Klasse ab, Hemd und Hose sowie ein zurückhaltender Fahrstil sind als Minimumstandard angebracht. Der Vergleich mit den geflochtenen Lederschuhen scheint mir nicht zu weit hergeholt: Nicht jeder trägt sie mit jener Geschmeidigkeit, wie man sie von modebewussten (italienischen) Männern gewohnt ist. Allerdings kann man einen Quattroporte adäquat fahren, ohne gleichzeitig aber geflochtene Lederschuhe überzeugend tragen zu müssen.

Aber als ich mich in meinen dunkelblau lackierten Testwagen setzte, fuhr die Hand unweigerlich über das braune «Pelle tessuta», ein feines Ledergeflecht auf den Sitzmittelbahnen. Diese Verarbeitungstechnik ist eine Spezialität des Modehauses Ermenegildo Zegna, das es in über hundert Jahren Praxis im Weben von Naturmaterialien zu feinen Textilien zu aussergewöhnlicher handwerklicher Meisterschaft gebracht hat. Das wohlriechen-

de Leder im Maserati trägt viel dazu bei, dass man dieses Auto gerne fährt.

Der Quattroporte wird gern als Luxus-Sportlimousine porträtiert, aber selbst wenn der V6-Biturbo-Benziner 430 PS mobilisiert, in 4,8 Sekunden aus dem Stand Tempo 100 erreicht und bis zu 288 km/h schnell werden kann, schien mir das gepflegte Cruisen immer angebrachter als die atemlose Kurvenjagd. Mit über fünf Metern Länge und mehr als zwei Tonnen Gewicht ist die italienische Limousine trotz allem eher Statement als Sportwagen. Im Vergleich mit Konkurrenzmodellen wie dem BMW 7er oder dem Porsche Panamera gibt es im Quattroporte keine mitlenkende Hinterachse, welche die schiere Grösse des Autos durch einen gezielten technischen Eingriff etwas übersichtlicher gestalten würde.

Der viertürige Maserati ist sowieso dann am besten, wenn man seine formvollendete Eleganz gelassen zur Geltung bringen kann. Wenn man, tief ins weiche «Pelle tessuta» versunken, eine Hand lässig am Lenkrad, durch die Landschaft fährt und aus der hervorragenden Stereoanlage von Bowers & Wilkins monumentale Musik erklingt. Ich empfehle dazu Pink Floyd («Us and Them») oder natürlich einen italienischen Bariton.

**Maserati Quattroporte S Q4 Gransport:** Motor/Antrieb: V6-Biturbo, Allradantrieb, 8-Gang-Automatik; Hubraum: 2979 ccm; Leistung: 430 PS / 316 kW; max. Drehmoment: 580 Nm (bei 2250 bis 4000 U/min); Verbrauch (NEFZ): 11,9 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,8 sec; Höchstgeschwindigkeit: 288 km/h; Preis: Fr. 141 100.–, Testwagen: Fr. 160 200.–

Jazz

## Raum, Textur, Balance

Von Peter Rüedi

Die Musik dieses Duos ist sanft, berührend, eingängig, nachdrücklich, zurückhaltend und ziemlich grenzenlos. Der Stoff, aus dem ihre mal improvisiert aufblühenden, mal kompositorisch wohlbedachten, für den Zuhörer immer einladend bewohnbaren Klanglandschaften sind, schiesst aus vielen Bereichen zusammen, volksmusikalisch-folkloristischen und klassischen, von knisternder Spielfreude und wechselseitig sich steigernder Vergnügen am musikalischen Zwiegespräch beflügelt. Früher – als der Begriff noch nicht eine modische Leerformel war, noch nicht ein grosses «Alles in allem», eine Lizenz zur totalen Beliebigkeit – nannte man das Weltmusik.

Akkordeonist Jean-Louis Matinier (geb. 1963) und sein Partner, der Gitarrist Kevin Seddiki (geb. 1981) sprechen lieber von «weltoffener Kammermusik», das improvisatorische Jazz-Element, das Vergnügen an der rhythmischen Erdung ihrer eindringlichen gemeinsamen Melomanie eher etwas untertreibend. Gewiss aber geht es ihnen in diesem Dialog darum, «uns auf Raum, Texturen und Balance zu konzentrieren». In «Schumannsko» verschränken sie ein Motiv von Schumann mit einer traditionellen bulgarischen Melodie, in «Les berceaux» gehen sie von einem Stück von Gabriel Fauré aus, in «La chanson d'Hélène» von einer herzausreissenden Melodie des Filmkomponisten Philippe Sarde. Viele der eigenen oder gemeinsam entwickelten Stücke, ob geschrieben oder von einem einfachen Motiv ausgehend improvisatorisch entwickelt, erinnern schon in den Titeln an impressionistische Klang-Tableaus («Après la pluie», «Rêverie», «Miroirs», «Sous l'horizon» u. a.).

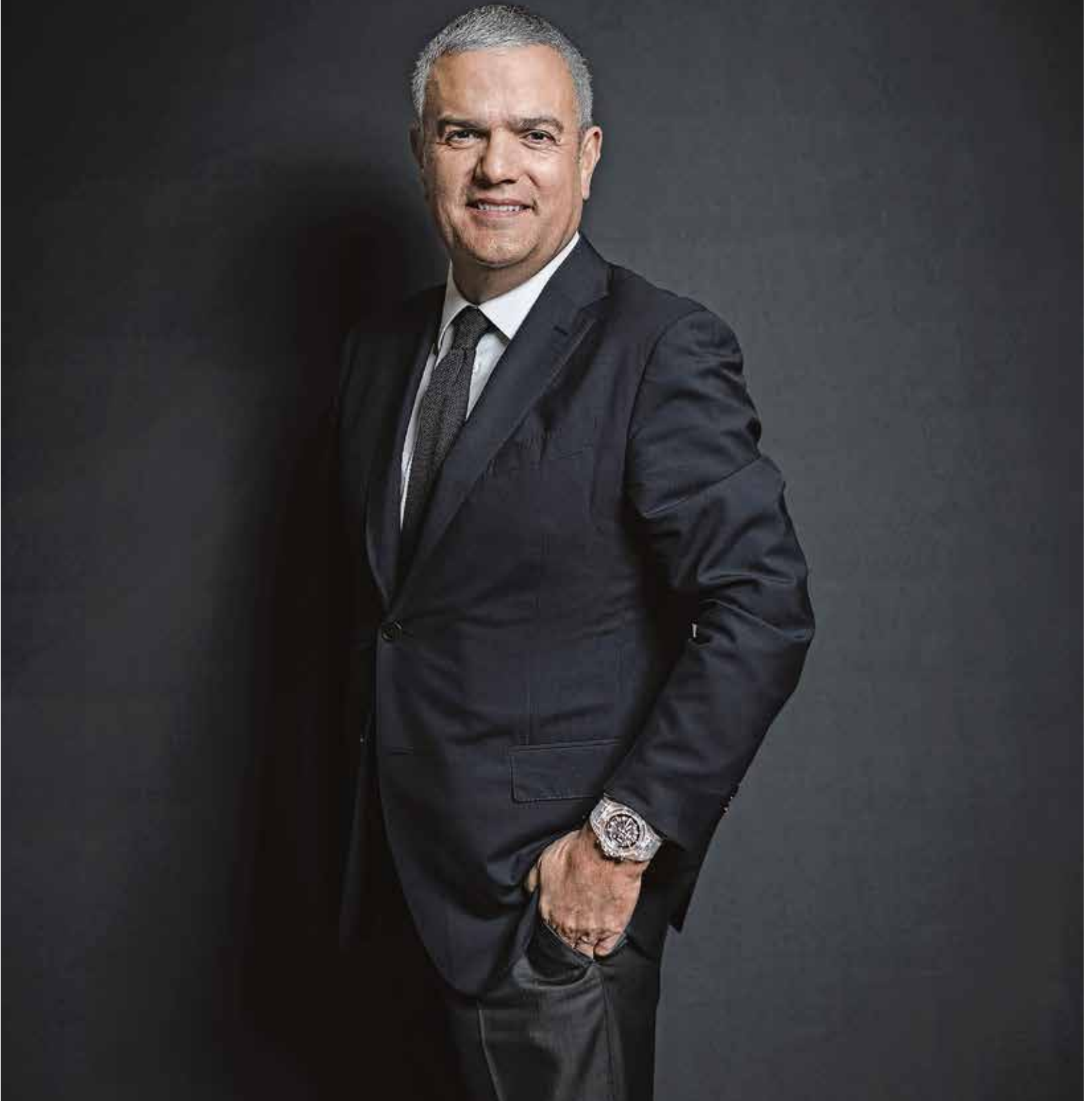
Beide Partner halten die «rauschende» Seite ihres Instruments im Zaum und verlegen sich auf die melodische Emphase. Beide sind sie in erstaunlichem Einklang Meister der Sparsamkeit, die wissen, dass jeder Nach- und Eindruck verloren ist, wenn er nicht den entsprechenden Hallraum bekommt. So ist diese ambivalente Musik gelegentlich nicht ohne schönheitstrunkenes Pathos, gleichzeitig aber wunderbar durchsichtig: ein Dialog von grosser Eleganz und gegenseitigem Respekt. Geteilte Intelligenz und Empathie.



Jean-Louis Matinier / Kevin Seddiki: Rivages. ECM 2617

## Hublots kühne Handarbeit

Das vierzigjährige Bestehen der Uhrenmarke Hublot fällt ausgerechnet auf das Corona-Jahr 2020. CEO Ricardo Guadalupe erklärt, wie das Unternehmen der Unbill trotzt. Er ist überzeugt, dass sein Haus gestärkt aus dieser Krise hervorgehen wird. *Von Florian Schwab*



*Test für die Überlebensfähigkeit:* Stratege Guadalupe.



Aufgewachsen ist er als Sohn spanischer Eltern in der Uhrenhochburg Neuenburg. Seit sechzehn Jahren arbeitet der heute 55-Jährige bei Hublot, davon bereits acht Jahre als CEO. Gemeinsam mit seinem Vorgänger Jean-Claude Biver gilt Ricardo Guadalupe als Hauptarchitekt einer der steilsten Erfolgsgeschichten in der Schweizer Uhrenindustrie. Unter den teilweise seit Jahrhunderten bestehenden Traditionshäusern ist Hublot, vor genau vierzig Jahren gegründet, der junge Wilde. Das Gründungsmanifest im Jahr 1980 bestand aus einer eigenwilligen Kombination von Gold mit Kautschuk-Armband. Was er als Nischenmarke vorfand, hat Guadalupe gemeinsam mit Biver in kurzer Zeit zur globalen Kraftmaschine hochgezüchtet. «Fast jedes Jahr verzeichnen wir ein zweistelliges Umsatzwachstum», so der Uhrenmanager, als die *Weltwoche* ihn letzte Woche am Telefon erreicht.

### Manufaktur wieder hochfahren

Das Jahr 2020 wird auf diesem Wachstumspfad vermutlich aus der Reihe fallen. Eigentlich war das Vierzig-Jahr-Jubiläum sorgsam choreografiert: ein grosser Anlass in Monaco Ende März, an dem eine auf zweimal hundert Exemplare limitierte Sonderedition der «Big Bang» von Hublot für Damen präsentiert werden sollte, gestaltet auf Grundlage des berühmten Lippenstiftmotivs des ebenso berühmten französischen Künstlers Marc Ferrero. Dann, «und das ist *the Big Thing*», die Lancierung einer digitalen Smartwatch sowie Jubiläumsevents rund um den Globus. Stattdessen wurde Ricardo Guadalupe nun auf sein Hauptquartier in Nyon zurückgeworfen, von wo aus er versucht, die lose gewordenen Enden möglichst rasch zu etwas Neuem zusammenzusetzen.

Einfach sei das nicht, meint er. Die Lancierung der Sonderedition erfolgte statt in Monaco im World Wide Web, alle Feiern sind abgesagt. Seit Mitte März ruhe die Produktion, «und was wir nicht produzieren, können wir auch nicht verkaufen». Erst allmählich fahre Hublot seine Manufaktur wieder hoch. «Im Mai werden wir 30 Prozent der Kapazität erreichen, in den Sommermonaten dann hoffentlich 50 Prozent.» Priorität habe die Gesundheit der Mitarbeiter, weshalb Hublot neu im Zweischichtbetrieb arbeite, um das notwendige Social Distancing zu gewährleisten. Zudem: Bis vor kurzem seien rund 80 Prozent der Verkaufspunkte geschlossen gewesen. Im April brach der Umsatz um 70 Prozent ein. Trotzdem ist Guadalupe noch nicht allzu pessimistisch: «Es ist noch zu früh, eine Voraussage für das ganze Jahr zu treffen.»

Im Gegenteil: Der Firmenchef ist überzeugt, dass Hublot gestärkt aus den Corona-Verwicklungen hervorgehen werde. Entscheidend dafür sei die von Jean-Claude Biver entwickelte «Art of Fusion»-Philosophie, die seit Jahr-

zehnten das Motto des Unternehmens ist. Es gehe darum, erklärt der CEO, traditionelle Schweizer Uhrmacherkunst mit technologischer Innovation zu verbinden. Sinnbildlich dafür steht das in den Anfängen der Firma angelegte, durchaus verwegene Spiel mit unkonventionellen Materialien: Gummi, Keramik, Kohlefasern und das von Hublot



**Kunst der Fusion:**  
«Big Bang»-Sonderedition.

entwickelte «Magic Gold», das nicht zerkratzt. Weniger sichtbar, aber nicht minder wichtig seien die mechanischen Revolutionen im Uhrwerk. «Anders als viele Schweizer Hersteller können wir uns nicht über eine jahrhundertelange Tradition definieren, sondern nur über unsere Innovationskraft.» Sollte diese Kraft verlorengehen, dann sei das der Untergang. So gesehen, ist jedes neue Modell ein Test für die Überlebensfähigkeit der Marke: «Wir sind immer dann erfolgreich, wenn wir etwas komplett Einzigartiges machen.»

### Zusammenarbeit mit Google

Zentral sei es, mit den Jahren den Geist eines Start-ups zu erhalten. Ist das innerhalb eines weltumspannenden Luxusgüterkonzerns wie Louis Vuitton Moët Hennessy (LVMH), zu dem Hublot seit 2008 gehört, überhaupt möglich? Sehr gut sogar, antwortet Ricardo Guadalupe. Das Unternehmen investiere sehr viel Geld in Forschung und Entwicklung; parallel dazu würden bei Hublot jederzeit Dutzende von technologischen Innovationen ausgedacht und geprüft, von denen auch viele – «das gehört dazu» – im Sand verlaufen. Seit er in der Firma ist, sei Hublot hundertprozentig eigenfinanziert. LVMH habe kein einziges Mal die Hand nach dem Cash ausgestreckt, «von dem wir in den letzten Jahren zum Glück sehr viel ansammeln konnten». Auch wenn die Krise länger daure, sei die Firma in der Lage, viel Geld in die Erfolgsfaktoren Innovation und Kommunikation zu investieren.

Der nächste Akt in der Hublot-Story folgt am 1. Juni. Guadalupe hat die Markteinführung der neuen digitalen Smartwatch vorgezogen. Auf den ersten Blick scheint es, als gehöre Hublot diesbezüglich eher zu den Nachzüglern. Die ersten digitalen Uhren auf Google/Android-Basis kamen 2014 auf den Markt. Apple verkauft seit fünf Jahren seine Apple Watch. Gleichzeitig lancierte TAG Heuer, eine Schwestermarke von Hublot innerhalb von LVMH, ihre erste «Connected Watch».

Guadalupe ist dennoch sicher, dass es gelungen sei, bei dem neuen Modell die «Art of Fusion» mustergültig umzusetzen, bestehend in einer engen Zusammenarbeit mit Google und, wichtiger, in einer Kombination, die noch niemand ausprobiert hat: eine Schweizer Luxusuhr mit digitalem Innenleben. Die preisliche Schallgrenze setzte hier bislang Breitling mit der «Exospace B55» für knapp 9000 Franken. Was den Verkaufspreis der neuen Hublot betrifft, hält sich Ricardo Guadalupe bedeckt. Er verrät lediglich, dass das Gehäuse komplett in der Schweiz von Hand hergestellt werde und auf der «Big Bang» mit Keramik und Gummiband aufgebaut sei. «Wir glauben, dass es Raum gibt für Smartwatches im Luxussegment.» Er sei zuversichtlich, die limitierte Produktion von «etlichen tausend Exemplaren» rasch zu verkaufen. Trotzdem bleibe es ein Nischenprodukt im Hublot-Portfolio: «Wenn alles sehr gut läuft, trägt die Smartwatch 5 Prozent zum Umsatz bei.»

### «Trends setzen»

Die Kommunikation mit den Kunden hat das Unternehmen fast vollständig ins Digitale verlagert. «Es ist derzeit der einzige Kanal, der uns zur Verfügung steht.» So wird die neue Smartwatch ab dem 2. Juni über einen neuen, Hublot-eigenen Onlineshop rund um den Erdball verkauft: aus der Schweiz, für Westeuropa, die USA, China und Japan. Guadalupe ist sicher, dass die Corona-Situation das Konsumentenverhalten verändern wird. «Noch vor kurzem konnte sich niemand vorstellen, dass man sehr teure Produkte wie eine Luxusuhr für 5000 oder 15000 Franken per *click and buy* verkaufen kann.» Das sei jetzt anders. Die Krise habe Hublot dazu veranlasst, «den digitalen Weg rascher und stärker zu forcieren als ursprünglich geplant». In der Welt nach dem Virus stünden jene Firmen gut da, die «bei den digitalen Aspekten aufs Gaspedal drücken».

Das strategische Ziel für die nächsten fünf bis zehn Jahre sei klar: «Wir wollen innovativ bleiben und immer wieder Trends in der Schweizer Uhrenindustrie setzen.» Ein Beispiel aus der Vergangenheit: Hublot habe vor über zehn Jahren erstmals eine Luxusuhr komplett in Schwarz, die «Big Bang All Black», präsentiert. «Das hat viele Nachahmer gefunden.»



Tamaras Welt

## «Männer sind schuld»

Fiktives Interview in Corona-Zeiten mit der Feministin Tabea Hacklberger-Schöll. Achtung, Trigger!

Von Tamara Wernli

**Tabea Hacklberger-Schöll, wie geht's Ihnen, wie kommen Sie durch die Corona-Krise?**

Als Frau bin ich natürlich am meisten von Corona betroffen. Ich versuche durchzuhalten.

**Warum, gehören Sie einer Risikogruppe an? Denn Männer sterben ja viel häufiger an dem Virus, sind also mehr betroffen.**

Nein. Einfach, weil ich eine Frau bin. Wir tragen die Last der Menschheit.

**Wenigstens sind Sie gesund ...**

Ja, allerdings zeigt die Corona-Krise wieder einmal, wer für all das Elend verantwortlich ist: Ohne Kapitalismus wäre das Virus gar nicht erst entstanden, und da die Wirtschaft von Männern dominiert wird, sind sie jetzt auch schuld an der Pandemie. Sowieso, wir müssen alle umdenken, unseren Lebensstil ändern ... mit «wir» meine ich, ähm, die Wirtschaft, die Bevölkerung ... also die anderen. Madonna hat das übrigens auch gesagt.

**Mit Verlaub, Madonna schwimmt im Luxus, sie wird doch ihren Lebensstil nicht ändern. Das ist *virtue signalling* aus Hollywood.**

Haben Sie das Foto nicht gesehen?: Madonna in der Badewanne, wie ganz gewöhnliche Leute. Daran erkennt man doch, dass sie es ernst meint.

**Neulich haben Sie Corona-Empfehlungen von Wissenschaftlern kritisiert, weil in der Arbeitsgruppe mehr Männer als Frauen mitgeforscht haben. Bei einem Arbeitsergebnis kommt es doch nicht auf das Geschlecht der Wissenschaftler an, sondern auf deren Kompetenz.**

Das ist ein gängiges Vorurteil. Ein Forschungsergebnis hängt natürlich direkt vom Geschlecht der Forscher\*innen ab. Haben mehr Männer als Frauen mitgeforscht, ist das Resultat falsch, und man soll-

te eine neue Studie durchführen.

**Sie stören sich auch daran, dass zum Thema Corona in Medien und Talkshows mehr Männer zu Wort kommen als Frauen.**

Die absolute Zumutung, wie sie mit ihren gespreizten Beinen dasitzen und Mansplaining betreiben. Virologinnen sind als Expertinnen massiv unterrepräsentiert, was wieder einmal beweist, dass Gleichberechtigung nicht existiert.

**Aber weniger Frauen in Talkshows, das liegt doch auch daran, dass Frauen mehr Anfragen ablehnen als Männer. Männer für Auftritte zu gewinnen, ist viel einfacher. Ich spreche da aus Erfahrung als ehemalige Gastgeberin von Talkshows.**

Wenn zu wenig Frauen zusagen, muss man es Männern eben verbieten, aufzutreten, bis die Quote stimmt. Ganz einfach.

**Aber das wäre ja völlig antiliberal.**

Ach, ihr Liberalen. Mit eurem ewigen Freiheitsdrang, völlig asozial. Man muss Männer mehr zurückbinden und Frauen mehr fördern, mehr Steuergelder in die Hand nehmen.

**Wie genau stellen Sie sich das vor?**

Redaktionen müssen intensiver nach Frauen suchen. Man sollte Frauen dann einen Coach zur Seite stellen für Honorarverhandlungen, auch einen Life-Coach, damit sie während ihres Auftritts nicht nervös oder eingeschüchtert sind. Und einen Therapeuten, falls im Nachhinein negative Gefühle aufkommen.

**Grundsätzlich bleibt aber das Problem, dass halt mehr Männer als Frauen MINT-Fächer studieren. Das macht das Angebot an männlicher Expertise in Feldern wie Virologie grösser – obwohl man ja weiss, dass, wenn Frauen diese Studiengänge wählen, sie im Job sehr**

**erfolgreich sind. Aber niemand hält sie davon ab, diese Berufsfelder zu wählen.**

Männer halten sie aktiv davon ab.

**Wie das?**

Sie haben die Einstiegshürden für ein MINT-Studium für Frauen viel zu hoch angesetzt. Man muss sie herunterschrauben, damit sich mehr Frauen an ein solches Studium wagen.

**Damit würde man doch die Qualität des Studiums heruntersetzen, ausserdem hätten es Frauen dann leichter als Männer, was wiederum Diskriminierung wäre.**

Die ganze Geschichte der Frauen basiert auf Diskriminierung, jetzt machen Sie ein Fass auf wegen ein paar Mimosen? Frauen sind durch die Dominanz der Männer völlig eingeschüchtert. Männer drängen Frauen an den gesellschaftlichen Rand. Sie sind schuld, wenn Frauen in Studium und Beruf nicht reüssieren. Frauen werden viel mehr begripscht als gefördert!

**Sie scheinen ein schlechtes Bild von Männern zu haben. Es gibt viele Männer, die haben noch nie eine Frau belästigt oder diskriminiert.**

Sie sind eine Luxusfrau, in Ihrer privilegierten Position kriegen Sie nichts mit von den Problemen normaler Frauen. Überhaupt, wie Sie hier die Männer permanent verteidigen und sich beim Patriarchat anbiedern, ist eklig.

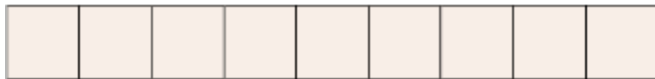
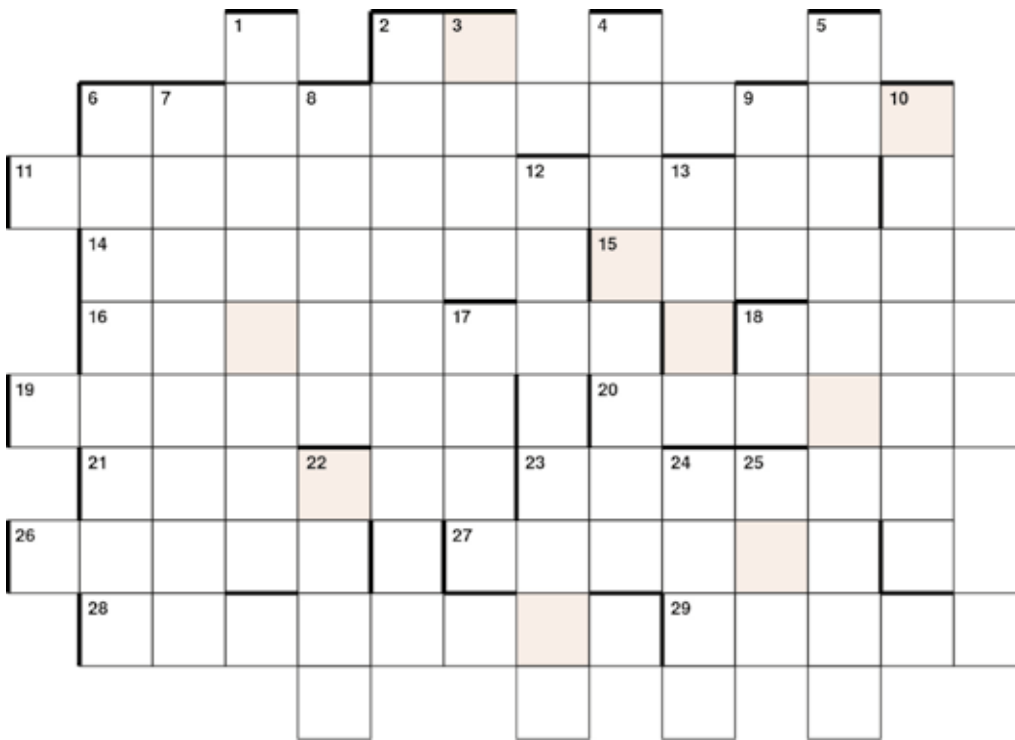
**Noch eine Frage: Sie lehnen eine Corona-Impfung ab. Warum?**

Die Spritze ist ein Phallussymbol. Impfen ist also nichts anderes, als von einem Phallussymbol penetriert zu werden. Aber der Hauptgrund ist, dass unter Wissenschaftlern, die am Corona-Impfstoff forschen, auch wieder mehr Männer als Frauen sind. Einen Impfstoff, der hauptsächlich von Männern hergestellt wird, lehne ich kategorisch ab.

**Auch wenn er das Risiko vermindert, sich selbst und andere anzustecken?**

Sich mit Corona anzustecken, ist immer noch besser, als sich dem Patriarchat zu unterwerfen.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel. Aktuelles Video auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)



**Lösungswort** — Delikatesse à la Fabergé

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **2** Wer das notiert, ist wohl sowohl gestresst als auch uninformiert. **6** Der klägliche Wicht taugt selbst zum Putzen nicht. **11** Die zieht es im Herbst gen Süden oder im Frühling in die Alpen. **14** Einer der Reimer mit Hang zum Tiefgang. **15** Findet beispielsweise in der kanalisierten Wasser- sowie Luftfahrt Verwendung. **16** Damit tapezieren ungeschickte Köche mittels missglückter Wendemanöver ihre Küche. (Ez.) **18** Georg Simons Siemensinversion, kennzeichnet Stromobstruktion. **19** Für Deutsche ein Ostafrikaner, der diese Sprache spricht. **20** Une alternative semi-fluide für 6 Senkrecht. **21** Psychisch wie physisch furchtbar unfruchtbar. **23** Bietet einem schon diesseits der Grenze mediterranes Ambiente. **26** Nach der schrecklichen Prinzessin von Weit Weit Weg benannte Auslöserin einer weltweiten Hippomanie. **27** Umverteilter Teiler: transportiert, fundiert oder delegiert. **28** Fällt nicht bloss an, sondern vor und beendet den Alltag auf einen Schlag. **29** Extremsituationsemission mit Extremitätsinklusion.

**Senkrecht** — **1** Verwandelt links in rechts, hinten in vorne und «sei fies» in ebendies. **2** Der Hans-Peter war dann mal weg, nämlich auf dem Jakobsweg. **3** Die ausgewachsene Zirbe in der unreifen Zirpe. **4** Schneiderbetrieb, beschäftigt besonders nervige Nachbarn gern schon frühmorgens. **5** Steht unter dem Motto: Drum prüfe, wer sich ewig bindet, wie viel sich auf dem Konto befindet. **6** Macht – für Schatten einfach Latten zuklappen – Jean jaune. **7** Er haucht zum Schein Trickfiguren Leben ein. **8** Deren sieben, also etwa 11265 Meter, brauchts für ein Paar Zaubertreter, eine sündige reicht hingegen fürs Amüsierquartier. **9** Zieht nicht allein der englische Autor dem Schwert als Waffe vor. **10** Allen Menschen recht getan, ist eine Kunst, die nur der kann. **12** Ba, sel oder Kleinbasel. **13** Eine wüste Asiatin...nein, umgekehrt! **17** In der Ruhe liegt unter anderem auch dieser schalkhafte Schuhreflektor. **18** Von von Reichenbach postulierte Lebenskraft oder schlicht oder. **22** Begrenzt in Bern und bewässert in New Bern die Äcker. **24** Von Ornithologen als begabter Spotter verehrt, von Cineasten nicht selten verspottet. **25** Ist im Westen als würziger Gesprächsbeitrag eher unerwünscht, weil ungefragt.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 668



**Waagrecht** — **6** SEGELSCHIFFE **11** GUTEBESSERUNG: ein Pleonasmus **14** BOGEN **15** (Stargate) ATLANTIS **17** USUELL **19** SAD(ist): engl. traurig/trist **20** KO: umgedreht o.k. **21** TRIMESTER **23** EMA: jap. Pferdebild (für Bitten an Gottheiten) **24** AFFIN: mit Trema «Äffin» **25** IUNGHANS **28** LEMONS: engl. Zitronen **29** TROTT **30** ZUREDEN **31** (Paul Ernst) KLEE

**Senkrecht** — **1** RETOURFLUG: Anagramm von «Folterguru», Gulf = Flug rückwärts **2** NEBEL **3** [ASSASS]INE **4** VIRAL **5** IF: engl. wenn **6** SUBS[TANZ] **7** GEG[EIFER] **8** River LEN: Versorgt den Schlossgraben von Leeds Castle. **9** [HELDEN]TUM **10** Der FUNKE springt (über). **12** STATUS **13** GIGANTEN **16** TOMATE(n auf den Augen haben) **18** Jay LENO **22** MIMEN **26** GR: Kanton Graubünden **27** (Un)HOLD

**Lösungswort** — **RINGSTRASSE**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



**BMW  
MOTORRAD**



# ENDLICH WIEDER ZUHAUSE

**SPEZIALANGEBOT: JETZT PROFITIEREN!**

3 Jahre Gratisservice und 5 Jahre Werksgarantie  
auf ausgewählte Modelle.

[bmw-motorrad.ch/restart](https://bmw-motorrad.ch/restart)

**MAKE LIFE A RIDE**

---